

**Differentielle Psychologie**  
**und**  
**Persönlichkeitsforschung**

Begleittext zur Vorlesung  
J. Fahrenberg, Ch. Klein und M. Peper



<b>Kapitel 1 Einführung.....</b>	<b>5</b>
1.1 Differentielle Psychologie und Allgemeine Psychologie.....	5
1.2 Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung.....	5
1.3 Differentielle Psychologie und Assessment (Psychologische Diagnostik) .....	6
1.4 Zusammenfassung .....	6
1.5 Aufbau der Lehrveranstaltungen.....	6
<b>Kapitel 2 Person-Wahrnehmung und Alltagspsychologie.....</b>	<b>7</b>
2.1 Einleitung.....	7
2.2 Eindrucksbildung .....	7
2.3 Bewertungsprozesse .....	8
2.4 Implizite Konzepte und Alltagspsychologie.....	8
2.5 Urteilsgenauigkeit und Validität der Person-Wahrnehmung .....	8
2.6 Attributionstheorie .....	9
2.7 Zusammenfassung .....	9
2.8 Literaturhinweise .....	10
<b>Kapitel 3 Differentielle Psychologie—Paradigmen und Methoden.....</b>	<b>11</b>
3.1 Paradigmen der Differentiellen Psychologie .....	11
3.2 Psychoanalytisches Paradigma.....	11
3.3 Behavioristisches Paradigma.....	11
3.4 Eigenschaftsparadigma.....	11
3.5 Informationsverarbeitungsparadigma.....	13
3.6 Dynamisch-interaktionistisches Paradigma.....	14
3.7 Methodologie und Methoden der Differentiellen Psychologie.....	14
3.8 Literaturhinweise .....	15
<b>Kapitel 4 Intelligenz—Beschreibung und Erklärung .....</b>	<b>16</b>
4.1 Beschreibung.....	16
4.2 Erklärung .....	20
4.3 Literaturhinweise .....	22
<b>Kapitel 5 Geschlechtsunterschiede.....</b>	<b>23</b>
5.1 Beschreibung von Geschlechtsunterschieden.....	23
5.2 Ansätze zur Erklärung von Geschlechtsunterschieden.....	23
5.3 Literaturhinweise .....	24

<b>Kapitel 6</b>	<b>Eigenschaftstheorien I.....</b>	<b>25</b>
6.1	<i>Einführung .....</i>	25
6.2	<i>Übersicht über spezielle Eigenschaftstheorien .....</i>	30
6.3	<i>Historische Ansätze der Eigenschaftsklassifikation .....</i>	30
<b>Kapitel 7</b>	<b>Eigenschaftstheorien II.....</b>	<b>33</b>
7.1	<i>Ältere charakterkundliche und philosophische Eigenschaftstheorien.....</i>	33
7.2	<i>Theorien zur Bedürfnis- und Motivklassifikation.....</i>	34
7.3	<i>Theorien zu Handlungseigenschaften .....</i>	34
7.4	<i>Selbsttheoretische Ansätze und Personale Konstrukttheorie .....</i>	35
7.5	<i>Psychoanalytische Theorien.....</i>	36
7.6	<i>Neo-Psychoanalyse .....</i>	39
7.7	<i>Faktorenanalytische Modelle der Persönlichkeitsbeschreibung.....</i>	42
7.8	<i>Biologische Persönlichkeitstheorien .....</i>	45
7.9	<i>Verhaltenstheoretische Ansätze.....</i>	54
7.10	<i>Kontroversen und Trends der Persönlichkeitsforschung .....</i>	59
<b>Kapitel 8</b>	<b>Persönlichkeitsentwicklung, Biographik, Selbst und Selbstkonzepte.....</b>	<b>68</b>
8.1	<i>Persönlichkeitsentwicklung.....</i>	68
8.2	<i>Biographik.....</i>	69
8.3	<i>Biographisch orientierte Persönlichkeitsforschung.....</i>	70
8.4	<i>Selbst und Selbstkonzepte.....</i>	70
8.5	<i>Literaturhinweise .....</i>	72
8.6	<i>Lesenswerte Autobiographien .....</i>	72
<b>Kapitel 9</b>	<b>Assessmenttheorien.....</b>	<b>73</b>
9.1	<i>Psychologische Diagnostik und Assessment .....</i>	73
9.2	<i>Assessmenttheorie .....</i>	73
9.3	<i>Methodische Prinzipien des Assessment .....</i>	75
9.4	<i>Assessmentstrategien.....</i>	76
9.5	<i>Weiterführende Literatur .....</i>	77
9.6	<i>Beispiele praktischer Assessment-Aufgaben .....</i>	77

## Kapitel 1 Einführung

### 1.1 Differentielle Psychologie und Allgemeine Psychologie

Die Differentielle Psychologie befaßt sich mit den Unterschieden zwischen Menschen während sich die Allgemeine Psychologie auf die Untersuchung allgemeingültiger Funktionsprinzipien konzentriert. Die *Varianz zwischen Personen* ist unter differentieller Perspektive das primär interessierende Phänomen, unter allgemeiner Perspektive dagegen eher eine "Restvarianz", die später aufzuklären bleibt. Differentielle Psychologie bedeutet also systematische Beschreibung wichtiger Personmerkmale, u.a. Fähigkeiten und Temperament, Einstellungen und Interessen, Befindlichkeit und Verhaltensgewohnheiten, außerdem körperliche Merkmale, psychophysiologische und neuropsychologische Unterschiede. Differentielle Psychologie ist jedoch nicht nur "Variationslehre" im induktiv-deskriptiven Ansatz mit dem gesamten methodischen Instrumentarium der empirischen Psychologie, sondern leistet eine Ordnung dieser individuellen Differenzen nach bestimmten Gesichtspunkten, z.B. nach Altersunterschieden, nach Geschlechtsunterschieden, nach soziokulturellen Unterschieden sowie nach speziellen theoretischen Konzepten. Der Begriff der Eigenschaft (Disposition) hat hier eine zentrale Bedeutung.

Die Prinzipien und Strategien der Differentiellen Psychologie werden in mehreren Kapiteln der Vorlesung, insbesondere in den Bereichen "Paradigmen der Differentiellen Psychologie" und "Intelligenzforschung", behandelt. Das Ziel ist letztlich die Vorhersage individueller Unterschiede. Dies kann als statistische Aussage erfolgen, verlangt jedoch im Grunde ein Verständnis der Entstehungsbedingungen (Determinanten) der beobachteten Unterschiede. Insofern endet die Differentielle Psychologie nicht mit der systematischen Beschreibung der *psychophysischen Individualität* des Menschen (sowie der Primaten u.a. Spezies), sondern schließt die *biologische Basis* und die *soziokulturellen Bedingungen der Merkmalsentwicklung* ein (mit den Beiträgen anderer Disziplinen, u.a. Entwicklungs- und Sozialpsychologie, Biologische Psychologie).

### 1.2 Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung

Der deskriptive, ordnende und erklärende Ansatz der Differentiellen Psychologie wird in der Regel von bestimmten theoretischen und praktischen Fragestellungen geleitet. Die Suche nach dem inneren Zusammenhang der Merkmale und nach den Strukturprinzipien der psychophysischen Individualität des Menschen, also dem Besonderen der Person, wird als Persönlichkeitsforschung bezeichnet, wobei *Persönlichkeit* ein - in der Umgangssprache und in der Fachsprache - vieldeutiger Begriff ist. Historisch wichtige und moderne Persönlichkeitstheorien werden in mehreren Kapiteln dieser Vorlesung dargestellt: Eigenschaftstheorien (u.a. motiv-/bedürfnisorientierte, psychoanalytische, faktorenanalytische); handlungs- und wertorientierte Ansätze; Selbstkonzepte und biographische Ansätze; biopsychologische und verhaltenstheoretische Persönlichkeitstheorien.

Persönlichkeit ist vielleicht der wichtigste Begriff der Psychologie. Was hätten alle Bemühungen der empirischen Psychologie für einen Sinn, wenn sie uns nicht zu einer umfassenden Erkenntnis der menschlichen Persönlichkeit führen würden und zu einer genaueren Kenntnis jener Prozesse, welche die Entwicklung und Veränderung einer Persönlichkeit bedingen? Jede angewandte Psychologie in Schule, Arbeitswelt und Klinik hat ausgesprochene oder unausgesprochene Zielvorstellungen und Methoden, welche das praktische Handeln leiten; sie sind wahrscheinlich nur im Zusammenhang mit einer bestimmten Persönlichkeitstheorie rational zu begründen.

Die Lehrbücher enthalten viele Definitionsversuche von "Persönlichkeit" und der auf wissenschaftstheoretische Positionen und anthropologische Vorentscheidungen ("Menschenbilder") rückführbare Pluralismus der Persönlichkeitstheorien ist oft irritierend. Der Gegensatz zwischen nomothetischem (allgemeine Gesetzmäßigkeiten suchenden) und idiographischem (den Einzelfall beschreibenden und verstehenden) Ansatz, z.B. in biographischen Analysen, ist offenkundig, so daß keine der zahlreichen Persönlichkeitstheorien wissenschaftlich befriedigend ist. Als Beispiele für solche anthropologischen Auffassungen waren in der Vorlesung "Geschichte, Wissenschaftstheorie und Berufsethik der Psychologie" Skizzen der in den Schriften von Freud, C.G. Jung, Fromm, Rogers, Skinner u.a. erkennbaren Menschenbilder gegeben worden (siehe auch den späteren Abschnitt über Eigenschaftstheorien).

Die Vorlesung wird durch Informationen und Diskussionen eine Übersicht zu Theorien und Kontroversen geben, um die eigene kritische Urteilsbildung zu erleichtern und um die Wechselbeziehung zwischen spezieller Persönlichkeitstheorie und psychologischer Diagnostik (Assessment) verstehen zu lassen.

### 1.3 Differentielle Psychologie und Assessment (Psychologische Diagnostik)

Vielleicht ist die Zeit der großen persönlichkeits-theoretischen Entwürfe - bis auf weiteres - vorbei, um einzelnen theoretisch und methodisch besser strukturierbaren Aufgabenstellungen und bescheideneren "Minitheorien" Platz zu machen. Unter dieser Perspektive werden in der Vorlesung relativ ausführlich Prinzipien der Differentiellen Psychologie und Assessmentstrategien behandelt. Mit Assessment ist hier die gezielte Erfassung von Persönlichkeitsmerkmalen für eine spezielle Fragestellung gemeint, d.h. in der Regel als Prädiktoren-Kriterien-Beziehung im Kontext des Entscheidungsnutzens. Der Begriff Diagnostik stammt aus der Medizin und meint das Erkennen von Krankheiten im Rahmen einer weit entwickelten Krankheitslehre (Nosologie). In der Psychologie sind die Aufgabenstellungen in der Regel von anderer Art.

### 1.4 Zusammenfassung

Die Differentielle Psychologie liefert die deskriptive Basis der Persönlichkeitsforschung, außerdem Ordnungsgesichtspunkte und Erklärungshypothesen für die Merkmalsentstehung.

Persönlichkeit (als zentraler und zugleich außerordentlich vager Begriff) ist (1) Bezugssystem für die Organisation und Integration der Daten zu einer Theorie der psychophysischen Individualität und ihrer Entwicklung unter Anlage- und Umweltbedingungen, (2) Bezugssystem für die differentiellen Aussagen und Vorhersagen, über ein bestimmtes Individuum, das nomothetisch oder idiographisch erfaßt werden kann, und (3) Bezugssystem für die Indikation, Durchführung und Bewährungskontrolle von psychologischen Maßnahmen.

Die Differentielle Psychologie ist wegen ihrer deskriptiven Möglichkeiten und methodischen Prinzipien, aus denen sich die Assessmentstrategien als psychologisch-diagnostisches Vorgehen ergeben, als Grundlagendisziplin vieler Bereiche der Psychologie, speziell auch der Angewandten Psychologie anzusehen. Es bestehen also enge Beziehungen zu vielen Fächern des Hauptstudiums. Die Beispiele zur Erläuterung von Assessmentstrategien werden hier vor allem aus den Bereichen *Arbeits- und Organisationspsychologie* sowie *Klinische Psychologie* gewählt.

### 1.5 Aufbau der Lehrveranstaltungen

Der Studienplan sieht für das Prüfungsfach "Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung" den Besuch der Vorlesung und zweier Seminare vor. Die Vorlesung wird dreistündig im Wintersemester gehalten. Parallel hierzu gibt es Proseminare (mit Unterstützung durch Tutoren), in denen der Stoff vertieft und durch begleitende Testpraktika zum Kennenlernen ausgewählter Persönlichkeitstests ergänzt wird. Weitere Seminare zu verschiedenen Themen, z.B. "Intelligenz, Kreativität, Hochbegabung", "Biographik", finden in der Regel im Sommersemester statt. Als Grundlage der mündlichen Prüfung gilt die in der Literaturliste angegebene *Basisliteratur*, außerdem der *Stoff der Vorlesung* (wie im Begleittext zusammengefaßt) und der *Stoff der von den Kandidaten(innen) besuchten Seminare*. Für die mündliche Prüfung kann mit dem Prüfer ein Spezialgebiet anhand einer speziellen Themen- bzw. Literaturliste vereinbart werden.

Die entsprechenden Kapitel aus der Basisliteratur werden als regelmäßige Begleitlektüre zur Vorlesung dringend empfohlen.

## Kapitel 2 Person-Wahrnehmung und Alltagspsychologie

### 2.1 Einleitung

Wie nehmen wir andere Personen wahr? Wie entsteht im ersten Eindruck und in längerer Bekanntschaft das "Bild vom Anderen"? Dies ist zunächst ein Thema der *Alltagspsychologie*, die sich u.a. mit der vor-wissenschaftlichen, "naiven" Urteilsbildung der durchschnittlichen Bürger befaßt. Der Prozeß dieser Urteilsbildung - im Unterschied zur wissenschaftlich fundierten und kontrollierten psychologischen Beurteilung von Personen ist ein praktisch und theoretisch wichtiges Thema. Person-Wahrnehmung bildet ein Grenzgebiet von Alltagspsychologie, Sozialpsychologie, Persönlichkeitspsychologie und psychologischer Diagnostik und ist ein wichtiger Teil der Interaktions- und Kommunikationsforschung.

Die Frage nach der Validität der naiven, d.h. alltäglichen Person-Wahrnehmung führt zur wichtigen Reflektion wissenschaftlicher Maßstäbe und Abgrenzungskriterien (siehe Asendorpf, 1996, Kapitel 1). Provozierend ist auch die Überlegung, wieviel in der diagnostischen Urteilsbildung von Fachpsychologen durch *naive und implizite Konzepte*, Schemata und alltagspsychologische Annahmen geprägt oder zumindest beeinflusst sein könnte. In den Lehrbüchern der Persönlichkeitspsychologie wird diese Thematik selten behandelt, obwohl es sich um eine theoretisch und methodisch fruchtbare Fragestellung und auch praktisch wichtige Herausforderung handelt.

Person-Wahrnehmung als Wiedererkennen vertrauter und als Feststellung fremder Menschen hat eine wichtige biologische und soziale Funktion. Der Prozeß der Person-Wahrnehmung enthält über diese äußerliche Diskriminationsleistung hinaus oft bereits psychologische Schlußfolgerungen und Bewertungen: siehe die Beispiele zur sog. "Psychologie des ersten Eindruckes".

Die *Sonderstellung der Person-Wahrnehmung* im Vergleich zur Ding-Wahrnehmung ergibt sich durch das Bewußtsein, einem anderen Menschen gegenüber zu sein (Heider: Wahrnehmung eines anderen Wahrnehmenden). Die Wechselwirkung von Fremd- und Selbst-Wahrnehmung ist ein grundlegendes Phänomen der Kommunikationsforschung und Sozialpsychologie, das unter Begriffen wie symbolischer Interaktionismus (G.H. Mead) und *social perception* diskutiert wird.

Die Psychologie der Person-Wahrnehmung befaßt sich nach Argyle (1983) "mit den Schlußfolgerungen auf eine andere Person auf Grund ihres sichtbaren und hörbaren Verhaltens". *Wesentlich* sind hier die analytisch kaum zu trennenden Prozesse der *Eindrucksbildung* und der *Bewertung* (psychologische Schlußfolgerungen).

### 2.2 Eindrucksbildung

Eindrücke von anderen Menschen können auf sehr unterschiedlichen Informationen beruhen: körperliche Merkmale (Aussehen, Frisur, Kleidung); non-verbales Verhalten (Mimik, Gestik, Stimme, Aktivitäten und Reaktionen); verbale Berichte (Introspektionen, Mitteilungen) sowie Kontextinformationen (Situation, Motive, Vorgeschichte usw.). Dementsprechend gibt es verschiedene Sichtweisen und Forschungsrichtungen: die ältere *Physiognomik* (Gesichtsform und Charakter), neuere Untersuchungen über Gesicht und Persönlichkeitseindruck (u.a. Henss, 1998), Ethologie ("Kindchen-Schema" als angeborener Auslösemechanismus für die Zuwendung zum Kleinkind). Dagegen befaßt sich die *Ausdruckspsychologie* mit den Ausdrucksbewegungen (typische Mimik bei Emotionen, Gestik und Stimme). Für die Analysen wurden zahlreiche Methoden entwickelt, u.a. Rating-Skalen zur Einstufung von Merkmalen des Gesichts, die Messung bestimmter Merkmale (facial metrics) und künstliche Variation solcher Merkmale mit Computermethoden, die Überlagerung von Gesichtern zur Erzeugung typischer bzw. durchschnittlicher Gesichter – sowie viele Methoden der Ausdruckspsychologie von der standardisierten Einstufung der Mimik (u.a. Facial Action Code von Ekman) bis zur Spektralanalyse des stimmlichen Ausdrucks.

Ältere Experimente zur Eindrucksbildung haben sich u.a. mit der sog. warm-kalt-Variable (Asch), der Reihenfolge der Informationen (Primacy, Recency-Effekten), der Wirkung des zentralen Merkmals für die "Gestaltbildung" und dem Einfluß des Kontexts (Hintergrundes) befaßt (siehe Forgas, 1992, Kapitel 4). Viele dieser Laboruntersuchungen - oft nur mit Psychologiestudenten und schriftlichen Informationen - sind methodisch unbefriedigend, denn Person-Wahrnehmung unter Alltagsbedingungen geschieht oft während einer sozialen Interaktion (Argyle) als *interpersonelle Wahrnehmung* oder sogar in einer *Spirale reziproker Beziehungen* (Laing) und verlangt methodisch anspruchsvolle Versuchspläne.

Die Eindrucksbildung wird - so ergab diese Forschung - von alltagspsychologischen Annahmen beeinflusst, welche Eigenschaften zueinander passen bzw. einander ausschließen. Bei der Wahrnehmung

anderer Menschen wird sozusagen eine individuell oder kollektiv ausgebildete "Korrelationsmatrix" von Eigenschaftsbegriffen als naives Schema wirksam. Verwandte Begriffe sind: Halo-Effekt, Stereotyp und Vorurteil. *Schema* meint allgemein die kognitive Organisation von Wissen und Gedächtnis; ein *soziales Stereotyp* ist die vorgefaßte Meinung, u.a. über andere Menschen bzw. Gruppen; besonders änderungsresistente Stereotypen dieser Art sind Vorurteile. Person-Wahrnehmung wird oft von Schemata geleitet, d.h. "typischen Menschen" (Prototypen) oder Einteilungen (z.B. "Studententypen"; siehe Forgas, Kapitel 3). Solche Stereotypisierungen enthalten oft Halo-Effekte und Negativverzerrungen: z.B. der psychisch Kranke, der alte Mensch usw.

### 2.3 Bewertungsprozesse

Auch für die Bewertung der Eindrücke (implizit bzw. unreflektiert) existieren implizite Maßstäbe. Beurteilungsexperimente liessen Sympathie und Tüchtigkeit als allgemeine Dimensionen der Bewertung erkennen (siehe auch Osgoods dreidimensionales Semantisches Differential). Ein wichtiger Aspekt ist auch die Soziale Erwünschtheit von Merkmalen (Edwards: Social Desirability Response Set), wobei die Bewertung der Persönlichkeitsmerkmale jedoch in Abhängigkeit von Altersgruppe, Geschlecht, politischen Trends und Bezugsgruppen differiert. Sympathie und Abneigung sind zentrale Aspekte bei der Beurteilung der Attraktivität von Menschen - auch im Hinblick auf Partnerwahl ist dies ein interessantes Gebiet der Personwahrnehmung (siehe Forgas, 1992; Hasebrauck & Niketta, 1993). Was macht eine Person attraktiv? Wie hängen hier Fremd- und Selbstbeurteilungen zusammen? Unterscheiden sich "attraktive" Frauen bzw. Männer in Persönlichkeitsmerkmalen von weniger attraktiven Personen? (Cunningham et al., 1995; Feingold, 1992). Auf die Bewertungsprozesse haben auch die eigene Person als Bezugssystem und bestimmte Persönlichkeitsmerkmale des Wahrnehmenden einen signifikanten Einfluß (Deusinger, 1980).

### 2.4 Implizite Konzepte und Alltagspsychologie

Die Untersuchungen über Eindrucksbildung und Bewertungsprozesse förderten das Interesse an der *impliziten Persönlichkeitstheorie* (Cronbach, 1955) bzw. Persönlichkeitstheorie des Laien (Bruner & Tagiuri, 1954) bzw. der sog. Laienepistemologie (kausale Schemata, Urteilsheuristiken). Der impliziten Korrelationsmatrix hinsichtlich "zusammengehöriger" Merkmale entspricht eine *implizite* Bewertungsmatrix (u.a. nach sozialer Erwünschtheit, Sympathie – Abneigung). Allerdings gibt es kaum Forschungsansätze, die kollektiven und individuellen Komponenten solcher Schemata zu differenzieren.

Die Grundzüge einer naiven Verhaltenstheorie wurden von Laucken (1974) anhand der Aussagen deutscher Untersuchungsteilnehmer entwickelt. Diese naive Alltagspsychologie ("folk psychology") beschränkt sich offensichtlich nicht auf einfache Beziehungen und Bewertungen, sondern enthält u.U. komplexe Annahmen - ähnlich den wissenschaftlichen Theorien - u.a. eine naive Dispositionstheorie hinsichtlich der überdauernden Merkmale einer Person und eine naive Prozeßtheorie hinsichtlich Informationsverarbeitung und Motivation (siehe Laucken 1974, Asendorpf 1996, Kapitel 1). Eine wichtige Rolle spielen auch die Erwartungen in der Person-Wahrnehmung (Forgas, 1992, Kapitel 3). Alltagspsychologie hat eine wichtige Funktion, das Verhalten des Menschen verstehbar, voraussagbar und kontrollierbar zu machen. Naive Psychologie sucht nach Informationsmustern, jene Effekte schätzen zu können. Lauckens Interviews zeigen, daß solche *naive Verhaltenstheorie* relativ komplizierte Strukturen haben, z.T. popularisierte wissenschaftliche Konzepte erkennen lassen, sozusagen Konkurrenten der Fachwissenschaft, jedoch typischerweise so angelegt, daß sie zu unwiderlegbaren, empirisch nicht prüfaren Aussagen führen (Kaminski; siehe Asendorpf, Kapitel 1).

Alltagspsychologische Konzepte werden in vielen Lebensbereichen praktische Bedeutung haben: bei der Personalauswahl in Betrieben, beim Umgang mit Patienten in medizinischen Einrichtungen, bei der Beurteilung von Schülern usw. – sofern eine fachpsychologische Ausbildung fehlt.

### 2.5 Urteilsgenauigkeit und Validität der Person-Wahrnehmung

Seit Cronbach (1955) werden die interindividuellen Unterschiede in der Urteilsgenauigkeit (unabhängig von der Validitätsfrage) hervorgehoben: Beurteiler können sich u.a. hinsichtlich des Mittelwertes oder der Spannweite ihrer Einstufungen und in der Differenzierungsleistung zwischen Personen unterscheiden. Auch situative Einflüsse sind beschrieben worden (u.a. Kern & Müller, 1980).

Interessanter ist noch die Frage nach der tatsächlichen Gültigkeit der laienhaften "intuitiven" Eindrucksbildung. Ist u.U. der "erste Eindruck" eines Hotelpartiers der fachpsychologischen Urteilsbildung überlegen? Gibt es eine generelle Eigenschaft, eine Begabung des *guten Beurteilers*, der sich durch bestimmte Persönlichkeitsmerkmale auszeichnet (Allport)? Diese Fragen führen in die Kriterienproblematik und Versuchsplanung und leiten damit von der Alltagspsychologie in die Differentielle Psychologie über.

## 2.6 Attributionstheorie

Der Prozeß der Person-Wahrnehmung mit Eindrucksbildung und Bewertung hat unterschiedliche theoretische Erklärungsversuche angeregt, die hier nur kurz genannt werden können, jedoch in der Sozialpsychologie, z.T. auch im späteren Kapitel über Selbstkonzepte behandelt werden: Lerntheorie, Balancetheorie (Heider), Dissonanztheorie (Festinger), Selbstwahrnehmung (Daryl Bem), Selbstaufmerksamkeit (Wicklund). Nur die Attributions- bzw. Attribuierungstheorie kann hier hervorgehoben werden (siehe auch Forgas, Kapitel 5). Mit Attribution sind Zuschreibungsprozesse von Eigenschaften und oft auch von *Kausal-Deutungen* (im Unterschied zu wissenschaftlichen Kausal-Erklärungen gemeint). Attributionsprozesse beziehen sich nicht allein auf andere Menschen, sondern auch auf die eigene Person als "*Selbst-Attribution*": Warum tue ich das? Weshalb fühle ich mich so? (siehe Kapitel über Selbstkonzepte). Menschen scheinen ein "Kausalbedürfnis" zu haben, denn sie neigen zu naiven Erklärungen, welche dann "realitätsformende" Kraft haben. *Beispiel* Pygmalion-Effekt in der Schule: wie attribuiert der Lehrer das Leistungsversagen eines Schülers (Begabungsdefizit oder Umstände)? *Beispiel* naive Erklärung des Herzinfarktes durch das populäre Stress-Konzept mit praktischen Konsequenzen für das Verhalten.

Forschungsarbeiten beziehen sich u.a. auf Erfolgs- und Mißerfolgs-Attributionen, Attribution von Verantwortlichkeit sowie auf *Attributionsverzerrungen*, z.B. selbstwertdienliche Attributionen oder "Beschuldigung des Opfers". Die Psychologie der naiven Kausaldeutungen ("Alltagserklärungen") ist ein wichtiger Aspekt der Person-Wahrnehmung.

Welche der beobachtbaren Verhaltensweisen zieht der Urteilende überhaupt heran (u.a. nicht-konforme und seltene Verhaltensweisen) und welche nicht? Jones & Nisbett (1971) meinen, daß für ein bestimmtes Verhalten der *Handelnde* eher die *äußeren* Bedingungen und der *Beobachtende* eher die *inneren* Dispositionen verantwortlich macht (Akteur-Beobachter-Verzerrung). Harold Kelley behauptet, daß "der Mann auf der Straße" bei der laienhaften Ursachenerklärung wie ein Varianzanalytiker vorgeht (UV Personen, Stimuli, Umstände als Attributionsarten; AV aktuelles Ereignis, wobei u.U. zusätzlich Informationen über andere Personen, Situationen verwendet werden).

Empirisch besser untersucht ist die Erinnerung an frühe und unterschiedliche Eigenschaftszuschreibungen (Intelligenz, Charakter, Aussehen) durch Eltern, Lehrer u.a. Bezugspersonen, welche systematische Beziehungen z.B. zur Ausprägung bestimmter Persönlichkeitsdimensionen zeigen (Arbeiten von Süllwold et al.).

Hervorzuheben sind auch die beiden Untersuchungen von Pawlik & Buse (1979) und Buse & Pawlik (1984). (1) Der von Astrologen behauptete Zusammenhang bestimmter Sternbilder mit Persönlichkeitsdimensionen Extraversion und Emotionalität wurde zwar tendentiell bestätigt, aber nur für die Untergruppe der astrologiegläubigen Personen. Attributionsprozesse können diesen Befund erklären, folglich sind *attributionstheoretisch konzipierte Kontrollgruppen unerlässlich*, wenn solche Effekte aufgrund impliziter (naiver) Überzeugungssysteme zu erwarten sind. (2) In der zweiten Studie wurden Körperbau-Temperament-Stereotype ("dicke Menschen sind gemütlich") geprüft. Die Befunde sprachen tendentiell für das Vorhandensein solcher Attributionen bzw. gelernter Selbst-Attributionen, können allerdings die Möglichkeit von psychobiologischen Korrelaten Körperbau/Temperament nicht ausschließen. (Weitere Beispiele für "gesunden Menschenverstand" und gängige Überzeugungen siehe Forgas, Kapitel 1).

## 2.7 Zusammenfassung

Alltagspsychologie und Persönlichkeitsforschung (mit psychologischer Diagnostik) haben die gleichlautende Zielsetzung, ein zutreffendes Bild von anderen Menschen zu gewinnen. Die Erkenntniszugänge sind zwar verschieden - naive/implizite Konzepte und Attributionen gegenüber kritischer Hypothesenprüfung mit wissenschaftlicher Methodik (Asendorpf, Kapitel 1) - doch kann ein Wechsel der Perspektive fruchtbar sein. Handelt es sich z.B. bei den behaupteten Korrelaten von Körperbau und Temperament nur um ein vorwissenschaftliches (literarisches) alltagspsychologisches Stereotyp, d.h. um ein Artefakt aufgrund solcher impliziten Konzepte und Selbstattributionen, oder ist ein psychobiologischer Sachverhalt gegeben - oder gilt beides? Anspruchsvolle Forschung müßte hier eine Differenzierung von stereotypen und "realen" Varianzanteilen erreichen. Solche Analysen wären sehr schwierig, u.a. weil die Alltagspsychologie (Populärpsychologie) bereits viele Begriffe und Erklärungsversuche der Wissenschaft übernommen hat, z.B. aus Psychoanalyse und populärer Stress-Theorie.

Einerseits könnte gefordert werden, daß alltagspsychologische (naive) Konzepte der "folk psychology" aus der seriösen Forschung eliminiert werden, andererseits sollten diese wegen ihrer offensichtlich "realitätsformenden" Kraft möglichst gut analysiert werden. Wie können aber solche aus der Alltagspsychologie stammenden impliziten Konzepte als Stereotypen (Schemata), irrige Selbstver-

ständigkeiten, naive Kausalzuschreibungen innerhalb der Fachpsychologie erkannt werden? Gehören vielleicht einige der bekanntesten Erklärungsmodelle der Psychologie ("Stress macht krank", "viele Krankheiten haben psychische Ursachen") zu diesen Stereotypen?

Die Beschäftigung mit den impliziten und naiven, aber z.T. komplexen Konzepten der Alltagspsychologie ist in sich interessant, regt zum Wechsel der Perspektive an, enthält Provokationen, legt eine Reflektion der wissenschaftlichen Kriterien zur Abgrenzung von Alltags- und Populärpsychologie nahe und bedeutet eine stete Herausforderung, die inkrementelle Validität fachpsychologischer Konzepte und Methoden zur Verhaltensvorhersage nachzuweisen.

## 2.8 Literaturhinweise

- Argyle, M. (1983) *The psychology of interpersonal behavior*. Harmondsworth: Penguin.
- Asendorpf, J.B. (1996) *Psychologie der Persönlichkeit*. Grundlagen. Berlin: Springer.
- Buse, L & Pawlik, K. (1984) Kretschmers Konstitutionstypologie als implizite Persönlichkeitstheorie: Selbst-Attribuierungs-Effekte in Abhängigkeit vom Körperbau-Persönlichkeits-Stereotyp. *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie*, 5, 111-129.
- Cunningham, M.R., Roberts, A.R., Barbee, A.P., Druen, P.B. & Wu, C.-H. (1995) Their ideas of beauty are, on the whole, the same as ours: Consistency and variability in the cross-cultural perception of female physical attractiveness. *Journal of Personality and Social Psychology*, 68, 261-279.
- Feingold, A. (1992) Good-looking people are not what we think. *Psychological Bulletin*, 111, 304-341.
- Forgas, J.P (1992) *Soziale Kommunikation und Interaktion. Eine Einführung in die Sozialpsychologie*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Hassebrauck, M. & Niketta, R. (Hrsg.) (1993) *Physische Attraktivität*. Göttingen: Hogrefe.
- Henns, R. (1998) *Gesicht und Persönlichkeitseindruck*. Göttingen: Hogrefe.
- Herkner, W. (1988) *Einführung in die Sozialpsychologie*. Bern: Huber.
- Jahnke, J. (1975) *Interpersonelle Wahrnehmung*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Kanning, P. (1999) *Die Psychologie der Personenbeurteilung*. Göttingen: Hogrefe.
- Laucken, U. (1973) *Naive Verhaltenstheorie. Ein Ansatz zur Analyse des Konzeptrepertoires, mit dem im alltäglichen Lebensvollzug das Verhalten der Mitmenschen erklärt und vorhergesagt wird*. Stuttgart: Klett.
- Pawlik, K. & Buse, L (1979) Selbstattribution als differentiell-psychologische Moderatorvariable. Nachprüfung und Erklärung von Eysencks Astrologie-Persönlichkeits-Korrelationen. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*. 10, 54-69.

## Kapitel 3 Differentielle Psychologie—Paradigmen und Methoden

### 3.1 Paradigmen der Differentiellen Psychologie

Alltagspsychologische Aussagen genügen den Kriterien einer Erfahrungswissenschaft (Explizitheit, empirische Verankerung usw.) in der Regel nicht. Die alltagspsychologische Verwendung des Begriffs „Persönlichkeit“ weist jedoch Überschneidungen mit seiner Verwendung in der Persönlichkeitspsychologie auf: Hierzu gehören Konsistenz und Kontinuität der Merkmale, Attribution des Verhaltens auf die Person und Umschreibung der Charakteristika einer Person. Gordon Allport (1961) versuchte eine Definition des Begriffs Persönlichkeit: „*Personality is a dynamic organization, inside the person, of psychophysical systems that create the person's characteristic patterns of behavior, thoughts, and feelings.*“ Das Erkennen des Besonderen einer Persönlichkeit wird möglich durch den Vergleich mit anderen. Die Beschreibung und Erklärung interindividueller Unterschiede sind Gegenstand der Differentiellen Psychologie, die somit eine komplementäre Position zur Persönlichkeitspsychologie einnimmt.

In der Differentiellen und Persönlichkeitspsychologie lassen sich nach Asendorpf (1996) fünf Paradigmen (d.h. kohärente Bündel von Leitsätzen, Fragestellungen und Methoden) unterscheiden.

### 3.2 Psychoanalytisches Paradigma

Das *psychoanalytische Paradigma*, welches auf Sigmund Freud (1856-1939) zurückgeht, führt Erleben und Verhalten auf die Verarbeitung von „Energie“ zurück. Die drei Instanzen „Es“, „Ich“ und „Über-Ich“ regeln die Verarbeitung psychischer Energie („Strukturmodell“); dabei finden psychische Prozesse auf 3 Ebenen (bewußte, vorbewußte, unbewußte Ebene) statt („topographisches Modell“). Nach Ansicht Freud's geht der „Charakter“ einer Person (ihre typische Triebdynamik) auf Vererbung und Erfahrung zurück. „Erfahrung“ meint hier vor allem den prägenden Einfluß der frühen Kindheit („Kindheit als Schicksal“). In der psychoanalytischen Phasenlehre werden 3 frühkindliche Entwicklungsphasen (orale, anale, genitale) unterschieden, die mit je eigenen Körper-Zonen der Triebbefriedigung („erogene Zonen“) verbunden sind. Fehlentwicklungen während dieser Phasen (Unter- oder Überbefriedigungen bzw. Fehllösungen der „Ödipus“- oder „Elektrakomplexe“) führen zu prägenden Einflüssen auf die Charakterbildung (z.B. „analer“ bzw. „anankastischer Charakter“). Ein weiterer Einfluß auf die Festlegung des Charakters resultiert aus den Formen der Angstverarbeitung, welche das Ich in Form der Abwehrmechanismen (Projektion, Verschiebung, etc) leistet.

Trotz der zentralen Rolle der Kindheit und frühen Kindheit untersuchte Freud kaum jemals Kinder. Statt dessen wurden vor dem Hintergrund der eigenen theoretischen Vorstellungen bei erwachsenen Patienten „Rekonstruktionen“ der Kindheit oft Jahrzehnte später vorgenommen. Dieses Unterfangen ist aufgrund der Beschaffenheit des menschlichen Langzeit- und autobiographischen Gedächtnisses zum Scheitern verurteilt. Es verwundert daher nicht, daß die sich auf die Kindheit beziehende „Phasenlehre“ empirisch nicht bestätigt werden konnte. Umgekehrt lassen sich die von Freud für Erwachsene beschriebenen Abwehrmechanismen in Studien jüngeren Datums bei Erwachsenen weitgehend empirisch bestätigen. Auch eine eventuelle Wirksamkeit der Psychotherapie hätte Freud nicht zur Bestätigung seiner Theorie anführen können, da erstens diese Wirksamkeit relativ gering ist und es zweitens für zahlreiche Störungsbilder beträchtliche Quoten an Spontanremissionen gibt.

### 3.3 Behavioristisches Paradigma

Das *Behavioristische Paradigma* sieht den neugeborenen Menschen in der Tradition der englischen Empiristen als „unbeschriebenes Blatt“ an und lediglich mit einer Menge von Reflexen ausgestattet. Drei Lernmechanismen (konditionelle und operante Konditionierung, Beobachtungslernen) und der Strom der Umwelteinflüsse konstituieren die Lerngeschichte eines Menschen, deren Produkt die individuelle Persönlichkeit des Menschen darstellt. Die zentralen Konstrukte des Behaviorismus incl. der Lerngesetze beziehen sich auf beobachtbares Verhalten und sind daher *prinzipiell* empirisch überprüfbar; diese Überprüfbarkeit kann jedoch in Humanstudien *praktisch* unmöglich sein (z.B. die komplette Rekonstruktion der Lerngeschichte). Angeborene Verhaltensunterschiede (Temperamentsunterschiede bei Neugeborenen, Lächeln bei Blindgeborenen), die Instabilität mancher Lerneffekte trotz langer Lernphasen oder die Stabilität mancher Lerneffekte nach einmaligen Lernen sowie der Einfluß der Persönlichkeit (Intelligenz, Lernmotivation, Vorwissen) auf das Lernen führen zu einer Revision des Geltungsbereichs zentraler behavioristischer Annahmen. Umgekehrt erwies sich der Behaviorismus erfolgreich in der Verhaltensmodifikation auf der Basis der Lerngesetze. Erfolgreiche Therapieverfahren wie die Verhaltenstherapie haben zumindest ihren historischen Ursprung in der behavioristischen Grundlagenforschung.

### 3.4 Eigenschaftsparadigma

Das *Eigenschaftsparadigma* entwickelte sich aus der Alltagspsychologie zu einer empirischen Wissenschaft. Im Eigenschaftsparadigma wird die „Situation“ als derjenige Ausschnitt aus der aktuellen Umwelt einer Person definiert, der Einfluß auf ihr aktuelles Verhalten ausübt. Statt der lerngeschicht-

lich determinierten Reiz-Reaktion-Beziehung des Behaviorismus werden hier Beziehungen zwischen Situation und Reaktion durch Eigenschaften vermittelt. Es ist also die „Ängstlichkeit“ als überdauernde Disposition, die eine Person in unterschiedlichen Situationen mit Zeichen der Angst (Herzklopfen, Vermeidung, Angstgefühlen) reagieren läßt, und nicht die erlernten Assoziationen dieser Situationen mit negativ-valenten Reizen. „Überdauernde Disposition“ meint hier eine gewisse zeitliche Stabilität der Situations-Reaktions-Funktionen.

Im Eigenschaftsparadigma wird die „Persönlichkeit“ eines Menschen aufgefaßt als die Gesamtheit seiner Eigenschaften. Bei der Erfassung von Eigenschaften lassen sich zwei Ansätze unterscheiden, welche beide auf William Stern (1871-1938) zurückgehen: der Differentielle Ansatz und der Individuumzentrierte Ansatz. Stern begründete die „Differentielle Psychologie (im engeren Sinne“) in Ablösung von der Allgemeinen Psychologie seiner Zeit, deren Gegenstand die Untersuchung von für alle Individuen einer Population geltenden Gesetzmäßigkeiten waren. Die daraus resultierenden allgemeinen oder verallgemeinernden Aussagen über Beziehungen zwischen Situationen und Verhalten (z.B. das Postulat eines allgemein gleichstarken Zusammenhangs zwischen Verarbeitungstiefe und Behaltensleistung) waren für Stern legitim nur im Sinne einer vorläufigen Annäherung an etwas, das man im Einzelfall noch nicht näher versteht: *„Fast alle Bestrebungen der wissenschaftlichen Psychologie hatten bis vor kurzem das Gemeinsame, daß sie Probleme generell faßten. (...) Nun ist eine solche Abstraktion gerechtfertigt, solange sie aus einer Einsicht in die zeitweiligen Grenzen unseres Könnens hervorgeht; aber die Gefahr liegt nahe, daß man vergißt eine Abstraktion vor sich zu haben (...). Stieß doch der Forscher allenthalben selbst gegen seinen Willen auf seelische Besonderheiten; und wenn diese zunächst für seine generalisierende Betrachtung lediglich eine Fehlerquelle war, so ging es hier schließlich ähnlich wie in anderen Fällen der Wissenschaftsgeschichte: aus der Fehlerquelle wurde selber ein Problem“* (Stern, 1911, S.1). Die Beschreibung der „Meßfehler“ der Allgemeinen Psychologie, also z.B. die Abweichung der individuellen Variablenausprägung vom Mittelwert der Stichprobe, sowie die Erklärung ihres Zustandekommens sind Gegenstand der Differentiellen Psychologie Sterns. Dies kommt einer zusätzlichen Strukturierung des Gegenstandsbereichs der Allgemeinen Psychologie gleich. Während das allgemeinspsychologische Denken eng mit der varianzanalytischen Methode verknüpft ist, leistet die *Kovarianzanalyse* die „zusätzliche Strukturierung des Gegenstandsbereichs“ durch Aufklärung der Innergruppenvarianz—im Falle differentialpsychologischer Studien mittels differentieller Variablen wie Intelligenz oder Extraversion. Eine entscheidende Grundannahme ist hierbei folgende: Sollen interindividuelle Unterschiede hinsichtlich bestimmter Merkmale beschrieben und erklärt werden, so müssen Menschen in ihrer Unterschiedlichkeit vergleichbar sein. Merkmale, die solche Vergleiche ermöglichen heißen „allgemeine Merkmale“ nach Stern (1911) bzw. „common traits“ nach Allport (1937).

Neben der „Differentiellen Psychologie im engeren Sinne“ begründete Stern (1911) auch die sog. „Spezielle Psychologie“ als das Studium spezieller Teilpopulationen (Frauen, Männer; Verbrecher; Berufsgruppen usw.). Diese beiden (Forschungs-) Programme Sterns sind nomothetische, also allgemeingültige Gesetzmäßigkeiten suchende, Wissenschaften; im Unterschied hierzu verstand Stern sein drittes Programm, die Spezielle Psychologie, die sich dem Studium einzelner Individuen widmet (z.B. Biographien), als ideographische Wissenschaft, welche das Einzelne in seiner geschichtlich bestimmten Gestalt untersucht: *„Auch hier ist die Untersuchung noch nomothetisch; aber sie nähert sich der Grenze dieser Forschungsrichtung umso mehr, je enger der Umkreis der Gruppe, je spezieller die Typik ist, deren Wesen bestimmt werden soll. Der Einschlag des Besonderen in das Allgemeine wird immer stärker, und die Grenze ist dort erreicht, wo die einzelne Individualität selber zum Problem wird. Denn Individualität bedeutet stets Singularität. Jedes Individuum ist ein in identischer Form nirgends und niemals sonst vorhandenes Gebilde. An ihm bestätigen sich wohl gewisse Gesetzmäßigkeiten, in ihm verkörpern sich wohl gewisse Typen, es in vielen Hinsichten mit anderen Individuen vergleichbar—aber es geht nicht restlos auf in diesen Gesetzmäßigkeiten, Typen und Gleichungen, stets bleibt ein Plus, durch welches es sich von anderen Individuen unterscheidet, die den gleichen Gesetzen und Typen unterliegen. So ist die Individualität die Asymptote der Gesetze suchenden Wissenschaft. (...) Wenn es in der Tat, wie es manche Wissenschaftstheoretiker wollen, alleinige Aufgabe der Wissenschaft ist, Allgemeingültiges zu finden, dann gibt es keine Psychologie der einzelnen Individualität“* (Stern, 1911, S. 4).

Daß sich Stern eine nomothetische Psychologie des Individuums nicht vorstellen konnte, lag, wie Asendorpf (1991) zeigt, auch an seinem Merkmalsbegriff. Merkmale nach Stern sind alles, „was im Individuum als empirisch Feststellbares vorhanden ist“ (Stern, 1911, S. 20). Eine Differenzierung von Merkmalsausprägungen hinsichtlich Situationen und Zeitpunkten, d.h. die Formulierung von Beziehungen zwischen Merkmalen einerseits und Situationen und Zeitpunkten andererseits, fand bei Stern nicht systematisch statt. Doch nur, wenn man (relative) Merkmalsausprägungen in verschiedenen Situationen und zu verschiedenen Zeitpunkten untersucht, wird man eventuell feststellen können, daß ein Mensch z.B. „generell“ sehr „ängstlich“ ist. Dies kommt einer Generalisierung über Situationen und Zeitpunkte im Einzelfall gleich und ist damit nomothetisch. Ein Schritt in Richtung Differenzierung von Situation und Zeit im Merkmalsbegriff findet sich in dem von R.B. Cattell entwickelten „Covariation Chart“: hier werden auf der Dimension „Meßgelegenheiten“ („occasions“) wahlweise

Situationen und Zeitpunkte subsummiert. Eine systematische und separate Berücksichtigung von Situationen und Zeitpunkten findet sich schließlich im individuumzentrierten Ansatz des Eigenschaftsparadigmas. Hier werden für einzelne Personen Funktionen zwischen Situationen und Zeitpunkten einerseits und Reaktionen andererseits beschrieben. Innerhalb des individuumzentrierten Ansatzes wird aus der (negativen oder positiven) *intraindividuellen* Korrelation zweier oder mehrerer Merkmale über Situationen hinweg auf das Vorhandensein einer Eigenschaft geschlossen, welche die Beziehung zwischen den Situationen einerseits und den Reaktionen andererseits gestiftet hat. So mag man beispielweise beobachten, daß eine bestimmte Person daheim bei der Arbeit, während des Lesens und im Gespräch mit guten Freunden wenig Angstgefühle, einen ruhigen Puls und trockene Handinnenflächen aufweist, doch vor Prüfungen und Vorträgen starke Angstgefühle, „Herzrasen“ und feuchte Hände hat. Die hoch-positive *intraindividuelle* Korrelation zwischen diesen 3 Merkmalen läßt im individuumzentrierten Ansatz auf die Eigenschaft „Prüfungsangst“ als überdauernder Disposition zu emotionalen, physiologischen (und behavioralen) Angstreaktionen in Prüfungssituationen schließen. Es bleibt jedoch offen, ob es sich mit der Prüfungsangst um eine „Besonderheit“ der betreffenden Person handelt oder nicht. Dies läßt sich nur im Vergleich mit anderen Personen ermitteln.

Die Beschreibung von Einzelfällen kann somit das individuell Besondere nicht aufdecken, hierzu müssen differentielle Messungen, also Vergleiche zwischen Individuen, herangezogen werden. Da nun aber der Ausgang eines Vergleichs immer davon abhängt, womit verglichen wird, sind Aussagen über individuelle Besonderheiten immer populations- bzw. stichprobenabhängig (im Beispiel: die beobachtete Prüfungsängstlichkeit wäre „nichts Besonderes“ für eine Stichprobe soziophober Patienten, doch vermutlich die Ausnahme unter professionellen Rednern). Sofern persönlichkeitspsychologische Aussagen auf das Besondere im Menschen abzielen, sind sie also populationsabhängig.

Beispiele für individuumzentrierte Messungen sind der „Rep“-Test von Kelly sowie der Q-Sort von Stephenson (1953); differentielle Verfahren der Datenerhebung umfassen Persönlichkeitsinventare, Situations-Reaktions-Inventare und Verhaltensbeobachtungen. Die Datenanalyse im Eigenschaftsparadigma bezieht sich praktisch immer auf intra- oder interindividuelle Kovariationen von Meßwerten. Unterschiedliche Merkmalsverteilungen können dabei per z-Transformation unmittelbar vergleichbar gemacht werden (Standardnormalverteilung mit  $AM=0$  und  $SD=1$ ) ohne daß die Verhältnisse, die zwischen beliebigen Meßwertdifferenzen bestehen, hierdurch verändert werden. Mittels der z-Werte sind also die relativen Positionen von Individuen hinsichtlich eines Merkmals („differentielle Messung“) unmittelbar vergleichbar. Auch Korrelationskoeffizienten lassen sich als Maß der Ähnlichkeit der z-Werte zweier Merkmale über die Probanden einer Stichprobe hinweg auffassen: eine hohe positive Korrelation zweier Merkmale besagt also, daß die relativen Ausprägungen (z-Werte) der Personen einer Stichprobe hinsichtlich zweier Merkmale sehr ähnlich sind. Werden hingegen die Ausprägungen im selben Merkmal zu zwei Meßzeitpunkten interindividuell korreliert, so bedeutet eine hohe positive Korrelation, daß die relativen individuellen Positionen in der Merkmalsausprägung zeitstabil sind. Dies ist eine Voraussetzung für Eigenschaftsmessungen. Die Stabilität interindividueller Unterschiede über die Zeit hinweg bedeutet nicht auch, daß interindividuelle Unterschiede über verschiedenen Situationen hinweg stabil sein und damit transsituative Konsistenz aufweisen müssen. So mag ein Schüler großen Ehrgeiz in bestimmten Fächern entwickeln, in anderen hingegen nicht. Sofern „Ehrgeiz“ eine Eigenschaft ist, müßte ein entsprechendes Situations- (bzw. Fächer-) profil stabil über die Zeit sein.

### 3.5 Informationsverarbeitungsparadigma

Im *Informationsverarbeitungsparadigma* wird Erleben und Verhalten als Produkt der Verarbeitung von Information angesehen. Zentral für die Informationsverarbeitung ist das Gedächtnis, für welches im Laufe der Psychologiegeschichte unterschiedliche Modelle entwickelt wurden. Das ACT\*-Modell von N. Anderson (1993) faßt Inhalte des Kurzzeit-Gedächtnisses als momentan aktivierte Inhalte des Langzeitgedächtnisses auf. Das Langzeitgedächtnis wiederum entspricht einem „Netzwerk“ aus Knoten und ihren Verbindungen, in welchem bewußtseinsfähiges deklaratives Wissen (Faktenwissen, Ereignisse) und grundsätzlich unbewußtes prozedurales Wissen (Produktionsregeln, z.B. Wenn-Dann-Verknüpfungen, Grammatik) gespeichert sind.

Informationsverarbeitungsmodelle sind geeignet, emotionale und rationale Prozesse sowie ihr Wechselspiel zu beschreiben. Unter den rationalen Prozessen sind die Prozesse der Erwartungsabschätzung, Wertabschätzung und Attributionen von besonderer Rolle, da sie dem Verständnis differentieller Konzepte wie Leistungsmotivation oder Kontrollüberzeugung dienen. Das Informationsverarbeitungsparadigma ist für die Differentielle und Persönlichkeitspsychologie auch deswegen von Interesse, weil hierin Quellen interindividueller Unterschiede beschreibbar werden. Hierzu zählen insbesondere Unterschiede in Parametern informationsverarbeitender Prozesse (z.B. Unterschiede in der Zugriffsgeschwindigkeit auf Gedächtnisinhalte, Unterschiede in Wahrnehmung, Enkodierung und Dekodierung spezieller Informationen usw.) und ihre potentielle Relevanz für das Verständnis differentieller Konzepte (z.B. Arbeitsgedächtnis und Intelligenz) sowie Wissensunterschiede in verschiedenen Wissensbereichen (Situationskonzept, Selbstkonzept usw.).

Wie schon im Eigenschaftsparadigma werden auch im Informationsverarbeitungsparadigma Eigenschaften aus der Beobachtung systematischer Beziehungen zwischen Situationen und Reaktionen abgeleitet; im Unterschied zum Eigenschaftsparadigma werden Situationen und Reaktionen jedoch auf der Basis von Modellen definiert, die den *Prozeß* der Informationsverarbeitung explizit machen (und nicht „nur“ das *Produkt* derselben angeben). Obgleich das Informationsverarbeitungsparadigma als Erweiterung des Eigenschaftsparadigmas aufgefaßt werden kann, wurden z.T. aus methodischen Gründen oft geringe empirische Übereinstimmungen zwischen ähnlichen Konstrukten der bei den Paradigmen gefunden (*siehe Abschnitt 4.1.7*).

### 3.6 Dynamisch-interaktionistisches Paradigma

Das *dynamisch-interaktionistische Paradigma* kann ebenfalls als Erweiterung des Eigenschaftsparadigmas dergestalt aufgefaßt werden, daß zusätzlich zur Annahme der mittelfristigen Stabilität von Eigenschaften deren längerfristige Veränderlichkeit im Sinne von Entwicklungsprozessen betont wird. Die Entwicklung der Persönlichkeit geht demnach auf 4 Prozesse zurück: Veränderungen in der Person (z.B. Reifungsprozesse) und in der Umwelt (z.B. Wechsel „sozialer Netzwerke“), Einflüssen der Person auf die Umwelt (s.u.) und Einflüssen der Umwelt auf die Person (z.B. Sozialisation). Der Einfluß der Person auf die Umwelt ist „zwar“ nur einer dieser vier Prozesse der Persönlichkeitsentwicklung, er wird jedoch in keinem der besprochenen Paradigmen so differenziert behandelt wie im dynamisch-interaktionistischen.

Es werden drei Formen der Beeinflussung der Umwelt (der Person) durch die Person unterschieden: Auswahl (Aufsuchen oder Vermeiden bestimmter Umwelten, z.B. Sensation Seeking), Herstellung (Herstellen von Umwelten durch das dauerhafte Schaffen von Beziehungen, z.B. eine Partnerschaft eingehen) und Veränderung (Veränderung von Umwelten durch Veränderung von Situationen, z.B. einem Kollegen das „Du“ anbieten). Daß das dynamisch-interaktionistische Paradigma als Erweiterung des Eigenschaftsparadigmas aufgefaßt werden kann, geht auch aus dem Konzept des differentiell-entwicklungspsychologischen Merkmals hervor: so ist die Aggressivität einer Person z.B. in der Differentiellen Psychologie operationalisiert als ihre *relative Ausprägung* in einem angemessenen Aggressivitätsmaß, beschreibbar als *z-Wert*; hierauf aufbauend formuliert das dynamisch-interaktionistische Paradigma die Aggressivitäts-Entwicklung einer Person als *Veränderungen der relativen Ausprägung* in einem Aggressivitätsmaß über die Zeit, beschreibbar als *Zeitverlauf von z-Werten*. Da das dynamisch-interaktionistische Paradigma Entwicklungsprozesse zum Gegenstand hat, ist seine Methodik die der multivariat-längsschnittlichen Erhebung. Ausgehend von der Prämisse, daß die „Ursache“ (z.B. ein Umwelteinfluß) ihrer Wirkung (z.B. eine Veränderung des Verhaltens) zeitlich vorausgeht, können „cross-lagged panel“-Analysen (*siehe Übung „Versuchsplanung“*), mehr noch Pfadanalysen zur Testung differentieller Entwicklungsmodelle herangezogen werden. Dynamisch-interaktionistische Modelle sind auf die Durchführung aufwendiger Längsschnittstudien angewiesen und wurden insofern noch selten überprüft. Die wenigen Überprüfungsversuche weisen jedoch auf die Tauglichkeit des Paradigmas hin.

### 3.7 Methodologie und Methoden der Differentiellen Psychologie

Unter „Methodologie“ versteht man die Beschäftigung mit grundlegenden Herangehensweisen als Voraussetzungen wissenschaftlichen Arbeitens; Methodik hingegen ist ein Überbegriff für die Gesamtheit der im Sinne einer Methodologie eingesetzten Methoden. Innerhalb der Psychologie sind drei Fragestellungen unterscheidbar: universelle Fragestellungen fragen nach psychologischen Gesetzmäßigkeiten, die für (fast) alle Menschen gelten; spezielle Fragestellungen fragen nach psychologischen Gesetzmäßigkeiten, die für eine Gruppe von Menschen oder einzelne Individuen gelten; differentielle Fragestellungen behandeln die Frage, ob es psychologische Gesetzmäßigkeiten gibt, die zur Beschreibung und/oder Erklärung von Unterschieden zwischen einzelnen Menschen, Gruppen von Menschen oder Kulturen geeignet sind.

Gegenstand der Differentiellen und Persönlichkeitspsychologie sind differentielle und spezielle Fragestellungen (nicht zu verwechseln mit der Differentiellen und Speziellen Psychologie Sterns!). Während differentielle Fragestellungen i.a. mittels interindividueller Korrelationen oder darauf basierenden Verfahren (z.B. Faktorenanalyse in der Cattell'schen R-Technik) behandelt werden, werden spezielle Fragestellungen vielfach mittels intraindividueller Korrelationen und darauf aufbauender Verfahren (z.B. Faktorenanalyse in der Cattell'schen P-Technik) behandelbar.

Ein zentrales methodisches Konzept der Differentiellen Psychologie ist die Reliabilität, d.h. die Zuverlässigkeit der Messung. Interne Konsistenz, Retest- und Paralleltest-Reliabilität sind wesentliche Aspekte der Meßzuverlässigkeit, der Korrelation von zwei- oder mehrfachen Messungen desselben Merkmals. „Aggregation“, also die Mittelung über mehrere Messungen bei den Personen einer Stichprobe, spielt in der Differentiellen Psychologie eine wichtige methodische Rolle: zum einen erfordert das Konzept der Eigenschaft als Verhaltens*disposition* eine „Gesamtaussage“ über eine Reihe von Messungen; zum zweiten können sich bei Daten-Aggregationen Meßfehler gegenseitig kompensieren und so die Reliabilität der Messung erhöhen.

Ein weiteres zentrales Konzept der Differentiellen Psychologie ist das Validitätskonzept: Unter der Validität einer Messung versteht man das Ausmaß, in dem ein Test das mißt, was er messen soll. Es werden Inhaltsvalidität, Kriteriumsvalidität (konkurrent, prädiktiv; konvergent, divergent) und Konstruktvalidität unterschieden. Eine wichtige Validierungsmethode ist der Multitrait-Multimethod-Ansatz von Campbell & Fiske (1959). In die Qualität von (subjektiven) Eigenschaftsbeurteilungen gehen verschiedene Faktoren ein: der Grad der Bekanntschaft zwischen Beurteiler und Beurteiltem, die Alltagsnähe der zu beurteilenden Eigenschaften sowie das Niveau der Daten-Aggregation. Zudem können unterschiedliche Formen der Urteilsverzerrung in das Urteil eingehen: Halo-Effekt, differentielle Extremitätstendenz und Tendenz zu sozial erwünschten Urteilen. Solche Urteilsverzerrungen können teilweise bei Verhaltensbeobachtungen vermieden werden. Formen der Verhaltensbeobachtung sind: Selbstbeobachtung, Fremdbeobachtung durch trainierte Beurteiler oder (natürliche) Interaktionspartner sowie direkte Verhaltensmessungen (Leistungstests, psychophysiologische Messungen).

Einen entscheidenden Einfluß auf die Eigenschaftsmessung übt auch die Situation aus, in der die Eigenschaft gemessen wird. Hier werden Alltagssituationen von künstlichen (Labor-) Situationen (psychophysiologisches Labor, Beratungsstelle, Psychotherapie-Praxis) unterschieden. Kombiniert man diese beiden Situationsklassen mit der Art der Situationsvariation (natürlich oder künstlich), so resultieren 4 „Settings“ der Eigenschaftsmessung: die naturalistische Feldstudie (z.B. Verhaltensbeobachtungen im Kindergarten), *Feldexperiment* (z.B. psychologische „Gehilfen“-Versuche), *naturalistische Laborstudie* (z.B. „freies Spielen“ in Kinderpsychotherapie) und *klassisches Experiment* (z.B. Sternberg-Paradigma). Für die meist leichter realisierbaren und methodisch besser kontrollierbaren Laborstudien stellt sich vielfach das Problem der „ökologischen Validität“, also der Übertragbarkeit der Laborergebnisse auf den Alltag (Form der transsituativen Konsistenz, gemessen über Korrelationskoeffizienten). In der Literatur werden hierzu vielfach geringe Korrelationen berichtet. Dies ist in der Regel jedoch *kein* Argument gegen die ökologische Validität der Laboruntersuchungen, weil in Labor und Feld (a) ganz Verschiedenes und (b) mit unterschiedlicher psychometrischer Güte gemessen wird. Ein Labor-Feld-Vergleich setzt also die Klärung der Frage voraus, was unter äquivalenten Messungen in Labor und Feld inhaltlich zu verstehen ist.

### 3.8 Literaturhinweise

- Asendorpf, J.B. (1996). Psychologie der Persönlichkeit. Grundlagen. Berlin Heidelberg: Springer.  
Asendorpf, J. (1993). Die differentielle Sichtweise in der Psychologie. Bern: Hogrefe.

## Kapitel 4 Intelligenz—Beschreibung und Erklärung

### 4.1 Beschreibung

#### 4.1.1 Intelligenzmessung

Die moderne Intelligenzmessung bzw. -diagnostik entstand Anfang dieses Jahrhunderts in Frankreich aus einem Problem der schulpсихologischen bzw. pädagogischen Praxis: Die Zuweisung von schwach-begabten Schülern zu Sonderschulen sollte nicht mehr aufgrund subjektiver Lehrerurteile geschehen, sondern auf der Basis objektiver diagnostischer Verfahren. Binet & Simon (1905) entwickelten den ersten Intelligenztest im heutigen Sinne zur Absicherung dieser verantwortungsvollen Entscheidung. Seither werden Intelligenztests von Psychologen mit Erfolg in praktische Entscheidungsprozesse einbezogen, wenn es z.B. darum geht, (a) Eltern hinsichtlich der Ausbildung ihrer Kinder zu beraten (u.a. Diagnostik von Hoch- oder Minderbegabung), (b) Teilleistungsstörungen zu diagnostizieren, (c) die Therapiefähigkeit von minderbegabten Patienten hinsichtlich der meistens intellektuell anspruchsvollerer Psychotherapieverfahren zu prüfen, oder (d) die Geeignetheit von Anwärtern für bestimmte Berufe zu diagnostizieren (Personalauswahl, Bildungsberatung). Die in heutigen Intelligenztests geprüften Leistungen stellen eine Auswahl intellektueller Funktionen dar, die auf der Basis jahrzehntelanger Forschung erarbeitet wurde (siehe Abschnitt Intelligenzstrukturmodelle). Die Leistung in den Untertests wird im diagnostischen Prozeß i.a. sowohl getrennt betrachtet als auch zu einem Gesamtwert, der „Allgemeinen Intelligenz“ (siehe unten) zusammengefaßt, der alltagsprachlich „IQ“ genannt wird. Dieser Abweichungs-IQ im Sinne Wechslers ist ein z-Wert (Standardnormalverteilung mit  $AM=100$  und  $SD=15$ ). Daher gilt für die Verteilung von IQ-Werten:  $AM=100$ ,  $SD=15$ . Zu den heutzutage am häufigsten eingesetzten Intelligenztests gehören die Hamburg-Wechsler-Intelligenztests für Kinder (HAWIK) bzw. Erwachsene (HAWIE) in ihren revidierten Fassungen. Der HAWIE-R (Tewes, 1991) unterscheidet in einem <sup>(a)</sup>Verbal- und einem <sup>(b)</sup>Handlungsteil die Untertests (a) Allgemeines Wissen, Zahlennachsprechen, Wortschatz-Test, Rechnerisches Denken, Allgemeines Verständnis, Gemeinsamkeitenfinden, und (b) Bilderergänzen, Bilderordnen, Mosaik-Test, Figurenlegen und Zahlensymboltest. Diese beiden Untertestgruppen laden nach Varimax-Rotation auf 2 Faktoren, die zusammen 56% Varianz erklären. Die Durchführungszeit für den HAWIE-R beträgt 60-90 min. Weitere gebräuchliche Intelligenztests sind der CFT (Culture Fair Test) von Cattell, der IST-70 (Intelligenz-Struktur-Test) von Amthauer oder die Progressiven Matrizen von Raven. In der kinder- und jugendpsychologischen klinischen und Beratungspraxis kommt die Kaufman Assessment Battery for Children ("Kaufman-ABC) oft zum Einsatz, wenn es um die Diagnostik von Intelligenz- oder Teilleistungsstörungen geht. Zahlreiche Vertreter anderer Fachrichtungen, z.B. Mediziner, haben sich in den letzten Jahren Kenntnisse oder gar Kompetenzen in Psychologischer Diagnostik angeeignet und rechnen entsprechende Testungen mit den Krankenkassen ab. Umgekehrt scheint das Interesse an einer umfassenden Diagnostik-Ausbildung im Hauptstudium Psychologie (Testtheorie und Testkonstruktion; spezielle Verfahren der Psychologischen Diagnostik) eher rückläufig zu sein scheint. In welchem Ausmaß sich aus dieser Entwicklung Gefährdungen der Arbeitsplätze für Diplom-Psychologen ergeben, wird die Zukunft zeigen.

#### 4.1.2 Globale Intelligenzdefinitionen und Laienvorstellungen

Seit Anbeginn der Intelligenzforschung wurden Versuche zu einer globalen Definition von Intelligenz unternommen, die i.a. (1) die gesellschaftliche Bedeutung der Intelligenz in der jeweiligen Kultur betonen (Roth et al. (1972): „Was Intelligenz auch sein mag ..., immer trägt deren Ausmaß, das einem Individuum zugeschrieben wird, mit dazu bei, dessen Platz in der hierarchischen Struktur seiner Gruppe zu bedingen.“), (2) Denkprozesse betonen (Stern (1950): „Intelligenz (ist) das Vermögen, die(se) Bedingungen des Lebens selber umzugestalten und produktive Leistungen zu bringen“ bzw. „die personale Fähigkeit, sich unter zweckmäßiger Verfügung über Denkmittel auf neue Forderungen einzustellen“). (3) Wechsler's (1964) Intelligenzdefinition ähnelt der von Binet & Simon (1905): „Intelligenz ist die zusammengesetzte oder globale Fähigkeit des Individuums, zweckvoll zu handeln, vernünftig zu denken und sich mit seiner Umgebung wirkungsvoll auseinanderzusetzen.“ Da unter „Umgebung“ auch die soziale Umwelt zu verstehen ist, spricht die Intelligenzdefinition von Wechsler auch den schwer in einem Intelligenztest operationalisierbaren Bereich der sozialen Intelligenz an. Obgleich die globalen Definitionen eine Vorstellung von einem Intelligenzkonzept vermitteln, sind sie als Definitionen notwendigerweise vage und unpräzise. Die Vorstellungen psychologischer Laien über Intelligenz, läßt sich nach einer Untersuchung von Sternberg et al. (1981) auf 3 Dimensionen reduzieren: praktische Problemlösefähigkeit, verbale Fähigkeit, soziale Kompetenz.

#### 4.1.3 Intelligenz-Strukturmodelle

Die Notwendigkeit zur Entwicklung von Intelligenzstrukturmodellen ergibt sich aus der Vielfalt der einem globalen Intelligenzkonzept zuordenbaren Fähigkeiten. Unterschiedliche Fähigkeiten wie Allgemeinwissen, Wortschatz, Rechnen, Kurzzeitgedächtnis, räumliches Vorstellungsvermögen, Finden

von Gemeinsamkeiten, „schlüssiges“ Fortführen von Bildersequenzen usw. sind Bereiche, in denen interindividuelle Unterschiede bestehen und die es zunächst zu ordnen und zu strukturieren galt. Diese Strukturierung erfolgte mit Hilfe faktorenanalytischer Methoden. Dabei ist zu bedenken, daß das Ergebnis einer Faktorenanalyse u.a. abhängt von der Definition der Item- und Probandenstichprobe (über die Korrelationen der Variablen) und speziellen technischen Entscheidungen (z.B. der Rotations-technik). Da sich die Vorgehensweisen der verschiedenen Forscher in diesen Bereichen unterschieden, waren unterschiedliche Ergebnisse der Faktorenanalysen, also unterschiedliche „Strukturmodelle“, eine naheliegende Konsequenz.

Umso interessanter ist, ob die Intelligenzstrukturforschung angesichts dieser Methodenunterschiede auch methodeninvariante Ergebnisse zutage förderte: hierzu zählt die Annahme eines „g“-Faktors, der für „general intelligence“ oder „Allgemeine Intelligenz“ steht und als Faktor höherer Ordnung zu verstehen ist. Dies bedeutet, daß sich die interindividuellen Unterschiede in der Vielzahl der Intelligenzleistungen in einer Population zum Teil auf interindividuelle Unterschiede in der künstlichen Variable „Allgemeine Intelligenz“ zurückführen lassen. Wie groß dieser Anteil von g an der Kovariation der Intelligenzleistungen ist, läßt sich am Anteil erklärter Varianz (bzw. dem Eigenwert von g) ablesen. Ein Generalfaktor der Intelligenz wurde erstmals von Spearman gefunden; in seiner Zwei-Faktoren-Theorie der Intelligenz unterschied Spearman testspezifische Komponenten von g. Sofern g angenommen werden kann und in dem Maße, in dem g Varianz aufklärt, kann die psychometrisch definierte Intelligenz einer Person somit durch einen Wert zusammengefaßt werden. Im Unterschied zu Spearman postulierte Thurstone ein Modell mehrerer gemeinsamer Faktoren bzw. von „Primary Abilities“ (verbal comprehension, word fluency, number, space, memory, perceptual speed, induction/reasoning). Den Annahmen zufolge sind an der Lösung einer Intelligenztestaufgabe immer mehrere Faktoren/Primärfähigkeiten beteiligt, wenn auch in unterschiedlicher Zusammensetzung und Gewichtung (formulierbar über die aus Statistik II bekannte Grundgleichung der Faktorenanalyse:  $Z=AP$ ). So mag ein komplizierter Syllogismus (Schlußfolgerung aus 2 Prämissen) ein hohes Maß an Wortverständnis, Gedächtnis und induktivem Denken erfordern, doch wenig Wortflüssigkeit, Rechenfähigkeit, räumliches Vorstellungsvermögen etc. Nimmt man Primärfähigkeiten an, so mißt man Intelligenz im Sinne von Intelligenzprofilen, in dem man für jede Primärfähigkeit einen Testwert angibt; die Zusammenfassung zu einem Gesamt-IQ ist dann unzulässig. Obgleich Thurstones Modell eine „Gegenposition“ zu Spearman’s Modell darstellt, sind seine Primärfaktoren untereinander korreliert ( $r \approx .35$ ) und erlauben daher die Extraktion von Faktoren höherer Ordnung und damit von g. Hierzu Brody & Brody (1976): „Thurstone’s Studien haben nicht gezeigt, daß g nicht existiert, sondern vielmehr, daß sich g auf Komponenten verteilt, die miteinander positiv zusammenhängen.“ Thurstones methodische Vorentscheidungen (siehe oben; z.B. die Untersuchung homogener Personenstichproben mit der Konsequenz niedriger Iteminterkorrelationen) hatten das Auffinden von g erschwert.

Eine „theoretische Synthese“ der Modelle von Spearman und Thurstone ist das Modell der fluiden ( $g_f$ ) und kristallisierten ( $g_c$ ) Intelligenz von Cattell.  $g_f$  und  $g_c$  sind Faktoren höherer Ordnung.  $g_f$  bezeichnet das Vermögen, sich neuen Problemen oder Situationen anzupassen, ohne daß es hierzu wesentlich früherer Lernerfahrungen bedarf; die Fähigkeit zur Herstellungen figuraler Beziehungen, die Gedächtnisspanne und das Vermögen zu induktivem Denken sind wichtige Aspekte von  $g_f$ , welchen Cattell als kulturübergreifende Intelligenzkomponente verstand. Im Unterschied hierzu meint  $g_c$  kognitive Fertigkeiten, in denen sich die kumulierten Effekte vorangegangenen Lernens „kristallisiert“ haben: verbales Verständnis, erfahrungsgeleitete Bewertung und das Herstellen semantischer Beziehungen sind wichtige Aspekte von  $g_c$ .  $g_f$  und  $g_c$  korrelieren untereinander zu  $r \approx .50$ , was wiederum die Extraktion eines Faktors (noch) höherer Ordnung erlaubt: g. Die bisher vorgestellten Intelligenzstrukturmodelle basierten auf einem eher „induktiven Erschließen“ von Faktoren aus Iteminterkorrelationen: denn die Auswahl von Item- und Probandenstichproben sowie die Spezifikationen von Rechentechniken innerhalb der Faktorenanalyse können wohl kaum als stringente Ableitungen aus einer „Theorie“ aufgefaßt werden. Ein gegenteiliges Vorgehen wählte Guilford: sein Intelligenzmodell kann als das erste Informationsverarbeitungs-Modell der Intelligenz aufgefaßt werden, wobei unter „Informationsverarbeitung“ die Sequenz aus Stimulus→Verarbeitung im Organismus→Response verstanden wird. Ausgehend von dieser theoretischen Konzeption von Informationsverarbeitung unterschied Guilford a priori (d.h. vorab jeder empirischen Überprüfung) seitens der „Stimuli“ 4 Inhalte (figural, symbolisch, semantisch, behavioral), seitens der Verarbeitung im Organismus 6 Operationen (Herstellen von Einheiten, Klassen, Beziehungen, Systemen, Transformationen und Implikationen) und seitens der Reaktionen 5 Produkte (Evaluation, konvergente Produkte, divergente Produkte, Gedächtnis und Erkenntnisvermögen). Kombiniert man Inhalte, Operationen und Produkte vollständig miteinander, so erhält man  $4 \cdot 6 \cdot 5 = 120$  Faktoren der Intelligenz, die auf der Basis eines Informationsverarbeitungsmodells theoretisch unterscheidbar sein müßten — vorab jeder Faktorisierung von Intelligenztests. So wäre es z.B. eine im Modell Guilfords Modell „lokalisierbare“ Intelligenzleistung, wenn jemand *bemerkt* (Produkt "Erkenntnisvermögen"), daß ein Kind eine Reihe ganz bestimmter *Verhaltensweisen* „an den Tag legt“ (Inhalt "Verhalten"), um die *Aufmerksamkeit anderer* auf sich zu lenken (Operation "Herstellen von Klassen").

Guilford postulierte seine Intelligenzfaktoren also nicht aufgrund der Faktorisierung von Intelligenztests, sondern auf der Basis eines theoretischen Modells. Umgekehrt setzte er die Faktorenanalyse zur *Prüfung* und nicht zur *Entwicklung* seines Modells ein. Da sich Guilford für eine orthogonale Rotationsstechnik (Bildung unabhängiger Faktoren) entschied, konnte er *g* nicht bestätigen. Inzwischen existieren empirische Belege für die meisten der von Guilford postulierten 120 Faktoren der Intelligenz. Entsprechende Einzeltests sind allerdings korreliert: Guilford & Hoepfner (1971) berichten, daß 76% der insgesamt 48140 berechneten Korrelationskoeffizienten „signifikant positiv“ sind (was auch immer „signifikant“ bei einer so großen Anzahl Einzeltests ( $\alpha$ -Fehler-Inflationierung) bedeuten mag). Dies spricht klar gegen die Extrahierbarkeit von *g*. Das Berliner Intelligenzstrukturmodell (BIS) stellt einen neuen Ordnungsversuch auf der Basis von etwa 400 Aufgabentypen dar. Das BIS beinhaltet Elemente aus den zuvor besprochenen Modellen. In Anlehnung von Guilford werden theoretisch Inhalte (figural-bildhafte, verbale, numerische) und Operationen (Bearbeitungsgeschwindigkeit, Gedächtnis, Einfallsreichtum und Verarbeitungskapazität) unterschieden; Inhalte und Operationen bilden im Sinne Spearman's gemeinsam die „allgemeine Intelligenz“, *g*.

#### 4.1.4 Kognitive Korrelate der Intelligenz

Was bedeutet es — neben einem entsprechenden Abschneiden in Intelligenztests — eine hohe oder niedrige „Allgemeine Intelligenz“ bzw. ein hohes oder niedriges „verbales Verständnis“ zu haben? Ein Ansatz zur Klärung dieser Frage ist der „Kognitive Komponenten-Ansatz“, in welchem einzelne Testitems hinsichtlich der zu ihrer Bearbeitung erforderlichen kognitiven Komponenten analysiert werden („What do intelligence tests test?“). Ein anderer Ansatz ist der „Kognitive Korrelate-Ansatz“, bei welchem geprüft wird, mit welchen kognitiven Leistungen Intelligenztestleistungen korrelieren („What does it mean to be high in verbal?“). Innerhalb des letztgenannten Ansatzes fanden sich Korrelationen zwischen *g* und Wahlreaktionszeiten (insbesondere solchen mit hoher Reaktionsunsicherheit (definiert als Anzahl Reaktionsalternativen) von  $r \approx -.26$ ; zwischen sprachlicher Intelligenz und der *Differenz* der Reaktionszeit für die Verifikation Homophonien (gleich klingende Sprachreize, z.B. „Bb“) von bzw. Homonymien (physikalisch identischen Sprachreizen, z.B. „BB“). Homophonien werden schneller verifiziert als Homonymien, die Reaktionszeitdifferenz („phonie-nymie“) korreliert mit sprachlicher Intelligenz zu  $r \approx -.30$ ; zwischen räumlicher Intelligenz und der Geschwindigkeit mentaler Rotation vertrauter Objekte (negativ korreliert). Das Auffinden kognitiver Korrelate der psychometrischen Intelligenz ist Teil von deren Konstruktvalidierung (weitere Validitäten: siehe unten). Zu den kognitiven Korrelaten im weiteren Sinne gehört auch die Fähigkeit zur Lösung komplexer Probleme. Die gefundenen Korrelationen variieren z.T. erheblich ( $.14 \leq r \leq .28$  bei Funke, 1983;  $.14 \leq r \leq .81$  bei Hussy, 1991). Dabei belegt die Studie von Funke (1983), daß der Zusammenhang zwischen Intelligenz und Problemlösefähigkeit umso größer wird, je reliabler Problemlösefähigkeit gemessen wird (Intelligenztests sind i.a. hoch-reliabel (s.o.)). Diese Befunde belegen die Annahme, daß Intelligenz als bereichsunspezifische, allgemeine Fähigkeit auch einen Beitrag zur Vorhersage der Problemlösefähigkeit leisten kann, wenn diese nur *reliabel* im Sinne der Kriterien Konsistenz und Stabilität des Eigenschaftsparadigmas gemessen wird.

#### 4.1.5 Test-Retest-Realibilität

Die Test-Retest-Realibilität von Intelligenztests ist sehr gut, sie liegt vielfach bei  $r_{tt} \geq .90$ ; selbst bei längeren Retest-Intervallen werden erstaunlich hohe Koeffizienten berichtet (5 Jahre:  $r_{tt} = .63$ , Amelang & Hoppensack, 1977; 19-49 Jahre:  $r_{tt} = .77$ , Owens, 1953; 42 Jahre:  $r_{tt} = .77$ , Conley, 1977; 33 Jahre:  $r_{tt} = .60$ , McCall, 1977). Diese Stabilitätskoeffizienten scheinen jedoch einem Entwicklungstrend zu unterliegen: die Stabilität der Intelligenz wird umso größer, je mehr sich die Pbn dem Erwachsenenalter nähern (Beispiel Bradway et al. (1958): 4. bis 14. Lebensjahr:  $r_{tt} = .65$ , 14. bis 29. Lebensjahr:  $r_{tt} = .85$ ). Dabei scheint es so zu sein, als ob intelligentere Kinder einen stärkeren Intelligenz-Zugewinn aufweisen als weniger intelligente Kinder (Pinneau, 1961).

#### 4.1.6 Kriteriumsvaliditäten von Intelligenztestleistungen

Intelligenztest-Werte sind konkurrent oder prädiktiv valide hinsichtlich einer Reihe von Kriterien: (1) Intelligenz und Lernen (Konzeptlernen, Begriffsbildung, Lernen sinnloser Silben, Paar-Assoziations-Lernen); (2) Intelligenz und Schulerfolg (*nur Vergleich zwischen* den Schulformen Gymnasium, Realschule, Hauptschule); (3) Intelligenz und Berufserfolg (Vergleich zwischen Berufsgruppen, z.B. Rechtsanwälte versus Kfz-Mechaniker); (4) Intelligenz und Hoch- bzw. Minderbegabung. Wie erwähnt, stand die Diagnostik von Minderbegabung am Anfang der Entwicklung von Intelligenztests. Analog hierzu ist die Diagnostik von Hochbegabung sowie die pädagogisch-psychologische Beratung von Eltern und Kindern bei diagnostizierter Hochbegabung eine häufige Aufgabe praktizierender Diplom-Psychologen. Dies gilt insbesondere bei schulischem „Underachievement“ (am intellektuellen Vermögen gemessen zu geringen Leistungen), bei mit Hochbegabung verbundenen schulischen Problemen (z.B. soziale „Stigmatisierung“) oder der Frage nach Art und Umfang spezieller Förderprogramme.

#### 4.1.7 Psychometrische Intelligenz (IQ) und operative Intelligenz ("Problemlösefähigkeit")

Wie in *Abschnitt 3.5* besprochen, kann das Informationsverarbeitungsparadigma als Erweiterung des Eigenschaftsparadigmas aufgefaßt werden. Dementsprechend wurden auch empirische Übereinstimmungen zwischen ähnlichen Konstrukten der beiden Paradigmen untersucht. Ein vieldiskutiertes Beispiel für diesen Ansatz ist die Untersuchung von Korrelationen zwischen der Fähigkeit zur Lösung von Problemen ("operative Intelligenz") und dem IQ ("psychometrische Intelligenz"). Hierfür wurden anfänglich keine Zusammenhänge gefunden. Dies wurde zunächst darüber zu erklären versucht, daß Intelligenztests zwar die Geschwindigkeit und Genauigkeit spezifischer Komponenten von Intelligenzabläufen erfassen, operative bzw. strategische Momente wie *Umsicht* (Antizipation von Neben- und Fernwirkungen), *Steuerungsfähigkeit der kognitiven Operationen* (z.B. Wechsel von einer "Versuch-und-Irrtum-Strategie" zu einer analytischen Strategie) und *Verfügbarkeit über Heuristiken* (z.B. Analogieschlüsse) hingegen nicht. Diese seien aber erforderlich zur Lösung komplexer Probleme. Dieser Ansicht zufolge wären konventionelle IQ-Tests um Tests der operativen Intelligenz zu ergänzen (z.B. Dörner, 1986). Aus den zahlreichen Einwänden gegen diese Position, seien 3 erwähnt: (1) inhaltlicher Einwand: die im Berliner Intelligenzstrukturmodell unterschiedenen Intelligenz-Operationen *Verarbeitungskapazität bzw. Arbeitsgedächtniskapazität* (Fähigkeit zur Verarbeitung komplexer (!) Informationen) und *Bearbeitungsgeschwindigkeit* werden als hochgradig *generelle* (also bereichsübergreifende), leistungsbegrenzende kognitive Ressourcen angesehen, die als solche einen substantiellen Zusammenhang zwischen IQ und Problemlöseleistung erwarten lassen; (2) methodischer Einwand: das Auffinden einer substantiellen Korrelation zwischen 2 Merkmalen setzt voraus, daß beide reliabel gemessen werden (*siehe Abschnitt 3.7*). Dies galt zwar immer schon für die IQ-Diagnostik, anfänglich jedoch nicht für die Messung der Problemlösefähigkeit; (3) empirischer Einwand: wird das Merkmal Problemlösefähigkeit unter Berücksichtigung des Aggregationsprinzips (*siehe Abschnitt 3.7*) tatsächlich reliabel gemessen, so finden sich auch substantielle Korrelationen mit IQ-Maßen. So wurde ein vermeintlich konzeptuelles Problem wenigstens partiell auf ein Methodenproblem zurückgeführt.

#### 4.1.8 Praktische Intelligenz

Neisser (1976) bezeichnete die psychometrische Intelligenz als „akademische Intelligenz“, charakterisiert u.a. durch von anderen gestellten, von anderen Erfahrungen mehr oder weniger abgehobene Aufgaben, die ohne intrinsische Motivation ausgeführt werden und für die es i.a. nur eine (1) richtige Lösung gibt. Sein Intelligenzkonzept ist die „praktische Intelligenz“, definiert als das „angemessene Reagieren im Sinne der eigenen Kurz- und Langzeitziele, [wobei] die aktuellen Faktoren der jeweiligen Situation so hingenommen werden, wie man sie vorfindet“ (vergleiche auch die Intelligenzdefinition von Stern, s.o.). Probleme in der Praxis sind u.a. unstrukturiert, und es ist oft nicht klar, wann überhaupt eine Lösung erreicht wurde oder was eine Lösung ist. Eine Konsequenz für die Intelligenzdiagnostik wäre demnach eine Erhöhung der Repräsentativität der Item-Stichprobe für alltagsnahe Probleme.

Fremdeinschätzungen (Beurteilungen durch Versuchsleiter/innen, Expert/innen, Lehrer/innen und andere Personen, die den Kandidat/innen kennen). Miniatursituationen (d.h. Nachahmungen von Lebenssituationen im Versuchsraum, die die zu messende Eigenschaft in Aktion rufen). Laborsituationen (in denen objektive Verhaltensänderungen oder physiologische Daten registriert werden). Analyse von Handlungshäufigkeiten (vgl. "act-frequency-approach" nach Buss & Craik).

#### 4.1.9 Kreativität

Nach MacKinnon (1962) läßt sich Kreativität definieren als „eine Antwort oder Idee, die neu ist oder im statistischen Sinne selten, ..., die sich ganz oder teilweise verwirklichen läßt. Sie muß dazu dienen, ein Problem zu lösen, einen Zustand zu verbessern oder ein vorhandenes Ziel zu vollenden“. Mednick (1962) bezeichnete Kreativität als „die erfolgreiche Umformung assoziativer Elemente zu neuen Kombinationen; hierbei ist die Zahl verfügbarer Assoziationen ein Indikator für das Repertoire individueller Kognitionen“. Bei der Erforschung der Kreativität steht die Untersuchungen von seltenen Leistungen z.B. im künstlerischen oder wissenschaftlichen Bereich oder die Untersuchung von herausragenden Persönlichkeiten im Vordergrund (Psychographie im Sinne Sterns); auch die Untersuchung mittels „Kreativitätstests“ im psychologischen Labor ist verbreitet. Fehlende Spontaneität in diesen Settings ist jedoch ebensowenig ein Problem für die Kreativitätsforschung wie es dies z.B. für künstlerische Kreativität ist (I. Strawinsky: „Komponieren ist 10% Inspiration und 90% Transpiration“).

Die moderne Kreativitätsforschung wurde durch Guilford (1950) begründet. Seine Kreativitätstests messen innerhalb des Intelligenz-Struktur-Modells divergentes Denken; auch konvergentes Denken ist Bestandteil der Kreativität nach Guilford. Trotz dieser Bezüge zu einem der Intelligenzstrukturmodelle liegen Korrelationen zwischen Intelligenz- und Kreativitätsaufgaben unter oder deutlich unter  $r=.50$  (Getzels & Jackson, 1962). Gemäß dem „Schwellenmodell“ von Guilford (1967) bedeutet hohe

Intelligenz nicht zugleich auch hohe Kreativität, doch setzt hohe Kreativität überdurchschnittliche Intelligenz voraus. Kreativität und Schulleistungen korrelieren i.a. nur gering miteinander.

## 4.2 Erklärung

Die Frage nach der Erklärung interindividueller Unterschiede deckt sich weitgehend mit der Frage, ob Intelligenz ein Produkt von genetischen oder von Umweltfaktoren ist. Diese Frage hat exemplarischen Charakter für die Erklärungsansätze menschlicher Verhaltensweisen und interindividueller Unterschiede hierin überhaupt. Behaviorismus und Ethologie nehmen hier konträre Positionen ein: Watson (1930): „*Gebt mir ein Dutzend gesunder Kinder und meine selbst bestimmte Welt, um sie großzuziehen, so garantiere ich Euch, daß ich jeden beliebigen zufällig herausgreifen und zu einem Spezialisten jedweder Art trainieren kannn — unabhängig von seinen Talenten, Tendenzen, Fähigkeiten und der Rasse seiner Vorfahren*“. Grammer & Eibl-Eibesfeldt (1993): „*Die humanethologische Forschung der letzten zwanzig Jahre hat gezeigt, daß der Mensch mit angeborenen Verhaltensprogrammen und Wahrnehmungsweisen ausgestattet ist, die sich als stammesgeschichtliche Anpassungen in jener Zeit entwickelten, in der er als steinzeitlicher Jäger und Sammler in kleinen Verbänden lebte. (...) Wir sind als Kleingruppenwesen 'konzipiert'; in unserer Emotionalität und anderen uns angeborenen Programmen unterscheiden wir uns nicht von unseren steinzeitlichen Vorvätern. (...)*“.

Derartige Überbetonungen einer Anlage- bzw. Umwelterklärung von Verhalten oder Eigenschaften führen leicht zu irreführenden „Polarisierungen“ der Standpunkte. Der Einfluß von Anlage, Umwelt und ihrer Interaktion ist nicht pauschal, sondern getrennt nach Merkmalsbereichen abzuschätzen. Vermutlich legen Umwelteinflüsse die Ausprägung eines Merkmals innerhalb eines genetisch bestimmten, mehr oder weniger breiten Variationsbereichs fest. Es wurden verschiedene Formeln zur Erblichkeitsschätzung von Merkmalen entwickelt. Die Formel von Holzinger (1929) schätzt die Erblichkeit ( $H^2$ ) aus dem Vergleich der Merkmalskorrelationen für eineiige (EZ) und zweieiige (ZZ) Zwillinge ( $H^2 = (r_{EZ} - r_{ZZ}) / (1 - r_{ZZ})$ ). Da der Betrag von Korrelationen u.a. abhängig ist von der Personenstichprobe, sind auf Korrelationskoeffizienten basierende Erblichkeitsschätzungen populationsabhängig.

### 4.2.1 Genetische Determinanten der Intelligenz

Während die Untersuchung eines „Erbgangs“ der Aufdeckung der *Art* einer Vererbung dient, können populationsgenetische Designs zur Schätzung des Ausmaßes der Vererbung eines oder mehrerer Merkmale geeignet sein. Bei allen populationsgenetischen Ansätzen ist die Frage zentral, wie man zu *unabhängigen Schätzungen* der genetischen bzw. umweltbezogenen Anteile an der Populationsvarianz von Merkmalen kommt. Solche unabhängigen Schätzungen sind in Familienuntersuchungen nicht möglich: hier sind Anlage- und Umwelteinflüsse vollständig konfundiert. Der *Vergleich der Ähnlichkeiten EZ und ZZ* basiert auf dem Sachverhalt, daß EZ zu 100%, ZZ zu 50% gemeinsame Gene aufweisen. In dem Maße, in dem ein Merkmal genetisch codeterminiert, sollten EZ einander ähnlicher sein als ZZ. Die „Logik“ dieses Ansatzes setzt jedoch u.a. voraus, daß die Umweltähnlichkeiten für EZ und ZZ gleich sind bzw. daß diejenigen Umweltfaktoren, in denen Ähnlichkeitsunterschiede für die EZ und ZZ bestehen, keinen Einfluß auf die Ausprägung des untersuchten Merkmals haben. Frühere EZ-ZZ-Vergleiche führten zu Erblichkeitsschätzungen der Intelligenz von 68-80%, Schätzungen neuerer Studien liegen deutlich darunter.

Die *Untersuchung der Ähnlichkeit von getrennt aufgewachsenen EZ* basiert auf folgender Überlegung: weil getrennt aufgewachsene EZ verschiedene Umwelten, doch identische Gene haben, gibt das Ausmaß ihrer Ähnlichkeit in einem Merkmal Aufschlüsse über das Ausmaß der genetischen Determiniertheit. Diese Argumentation setzt voraus, daß die Umwelten der EZ-Paarlinge wirklich verschieden sind. Kamin (1974) reanalysierte die Daten von Shields (1962) und fand, daß zwar alle EZ „getrennt“ aufwuchsen, doch eine Gruppe in verwandten, die andere in nicht-verwandten Familien. Die Korrelation der Intelligenztestwerte für die erste Gruppe betrug  $r = .83$ , die für die zweite Gruppe  $r = .51$ . Sofern „verwandte“ Familien ähnlichere Umwelten aufweisen als nicht-verwandte Familien, spricht dieses Ergebnis für den Einfluß von Anlage *und* Umwelt auf die Intelligenzentwicklung.

In anderen Studien wurde die Ähnlichkeit im Merkmal Intelligenz für getrennt aufgewachsene EZ auf  $.67 \leq r \leq .74$  geschätzt. Im Unterschied hierzu scheinen gemeinsam aufgewachsene EZ hinsichtlich bestimmter Persönlichkeitsmerkmale (z.B. Extraversion, Neurotizismus) einander *unähnlicher* zu sein als getrennt aufgewachsene EZ. Dies könnte darauf hinweisen, daß gemeinsam aufwachsende EZ unter dem „Druck zur Rollendifferenzierung“ stehen.

*Adoptionsstudien* prüfen, ob Adoptivkinder ihren leiblichen Eltern ähnlicher sind als ihren Pflegeeltern. In dem Maße, in dem dies der Fall ist, wird auf die genetische Codeterminiertheit eines Merkmals geschlossen. Diese Argumentation setzt voraus, daß die Umwelt der biologischen Eltern keinen „Einfluß“ auf die Umwelt nach der Adoption hat. Genau das trifft jedoch zu, wenn durch die Adoptionsbehörden Adoptivkinder denjenigen Pflegeeltern „zugewiesen“ werden, die den leiblichen Eltern hinsichtlich bestimmter Merkmale (z.B. sozioökonom. Status) möglichst ähnlich sind („selektive Plazierung“). Daher muß in Adoptionsstudien die Ähnlichkeit von Pflege- und leiblichen Eltern hin-

sichtlich vermutlich relevanter Merkmale ebenfalls ermittelt und statistisch kontrolliert werden. Bisherige Studien sprechen dafür, daß Adoptivkindern ihren leiblichen Eltern hinsichtlich Intelligenztestwerten ähnlicher sind als ihren Pflegeeltern.

#### 4.2.2 Intraindividuelle Variabilität der Intelligenz

Eine genetische Codeterminiertheit der Intelligenz schließt intraindividuelle Veränderungen von Intelligenztestleistungen nicht aus. So wurden Übungsgewinne im Hamburg-Wechsler-Intelligenztest für Erwachsene (HAWIE) von 1.5 (Verbalteil) bzw. 11 (Handlungsteil) Punkten noch nach 4 Monaten gefunde (Catron & Thompson, 1979). Amelang & Hoppensack (1977) fanden bei Studierenden in Abhängigkeit vom Studienfach spezifische Leistungszugewinne während des Studiums.

#### 4.2.3 Umweltdeterminanten der Intelligenz

Die zuvor angeführten Ergebnisse zur intraindividuellen Variabilität der Intelligenztestwerte sind Belege für „Umwelteinflüsse“ auf die Intelligenzentwicklung. Einige Querschnittstudien sind auch in diesem Sinne interpretierbar. Bekannt wurden z.B. die Ergebnisse der „Tennessee“-Studie von Wheeler (1942): in einsamen Gebirgsgemeinden der USA wurde innerhalb von 10 Jahren eine Erhöhung der mittleren Intelligenz von 82 auf 93 Punkte bei Schülern und Schülerinnen gefunden, die vermutlich auf ökonomische Veränderungen in den Regionen zurückzuführen ist. Einer Sekundäranalyse der Daten von 7431 Pbn durch Flynn (1984) zufolge stieg der mittlere IQ in den USA zwischen 1932 und 1978 um etwa 14 Punkte. Doch welches sind „Umwelteinflüsse“, die der Intelligenzentwicklung förderlich oder abträglich sein können? Burks (1928) fand Korrelationen des IQs von Adoptivkindern mit der „Anzahl Bücher im Hause“ ( $r=.16$ ) bzw. dem „Culture Index“ (u.a. Wortschatz, Bildungsgrad, kulturellen Interessen;  $r=.25$ ) der Eltern. Newman et al. (1937) fanden, daß sich Zwillingspaare hinsichtlich ihrer Intelligenz umso ähnlicher sind, je ähnlicher bestimmte Aspekte ihrer erzieherisch-schulischen bzw. sozialen Umwelt sind. Wilson (1983) konnte bei 3-6-jährigen Kindern ca. 42% IQ-Varianz durch Variablen des sozioökonomischen und Bildungsstatus der Eltern (u.a.: Temperament, Intellekt und Sozialgeschick der Mutter sowie „Angemessenheit der häuslichen Umwelt“) erklären. Die Ergebnisse von Wilson (1983) können ein Hinweis auf Umweltfaktoren der Intelligenzentwicklung sein, müssen es aber nicht: sozioökonomischer Status und Intellekt der Eltern hängen eng mit ihrer Intelligenz zusammen — und die könnte ja einfach vererbt worden sein. Sofern die Intelligenz der leiblichen Eltern von jener der Pflegeeltern verschieden ist, kann der Vergleich der Ähnlichkeit der Intelligenz dieser Elterngruppen mit der Intelligenz der Adoptivkinder Aufschlüsse über Umwelteinflüsse auf die Intelligenzentwicklung geben. So fanden Scarr & Weinberg (1976) eine IQ-Differenz von 1.5 Punkten zwischen Adoptiveltern (IQ=120) und leiblichen Kindern (IQ=118.5), von 12 Punkten zwischen Adoptiveltern und Adoptivkindern (IQ=108) und von 13 Punkten zwischen Adoptivkindern und ihren leiblichen Eltern (IQ=95). Diese „Zwischenposition“ der Adoptivkinder weist auf ein Zusammenwirken genetischer und Umwelteinflüsse hin. Die Zwillingstudie von Nichols (1978) zeigt, daß bei Zwillingen gleiche Umweltkonstellationen mit einer hohen Ähnlichkeit hinsichtlich bestimmter Leistungsmerkmale (Allgemeinbildung, spezifische Leistungsfaktoren, Aktivitäten), doch zugleich mit einer geringen Ähnlichkeit hinsichtlich bestimmter Persönlichkeitsmerkmale (Interessen, Ziele, Ideale) einhergehen. Letzteres wirft die Frage auf, was Kinder derselben Familie einander unähnlich macht. Rowe & Plomin (1981) haben einige Faktoren der Unähnlichkeit postuliert: neben geringen Reliabilitäten der Testmaße sind dies unsystematische (u.a.: Unfälle, Krankheiten) und systematische (u.a. Geburtenabfolge, Geschlechtsunterschiede; unterschiedliche Behandlung durch die Eltern; unterschiedliche Freunde und Lehrer; Unterschiede zwischen den Umwelten der Geschwister). Aus der zunehmend differenzierteren Betrachtung der Umwelteinflüsse auf die Entwicklung von Persönlichkeitsmerkmalen wie Intelligenz ergibt sich für entsprechende populationsgenetische Studien die Notwendigkeit einer angemessenen Berücksichtigung sowohl von Umwelteinflüssen als auch deren subjektiver Repräsentation.

#### 4.2.4 Rassenunterschiede

Die politische Dimension der Differentiellen Psychologie wird besonders deutlich an der Diskussion von Intelligenzunterschieden zwischen weißen und schwarzen US-Amerikanern bzw. zwischen Angehörigen unterschiedlicher sozioökonomischer Schichten. Groß angelegte Förderprogramme für „Unterschicht“-Kinder (z.B. das „Head Start Program“ unter J.F. Kennedy) zeigten nur geringe und kurzfristige Fördererfolge. Ohne Berücksichtigung des sozioökonomischen Status liegt der IQ der Schwarzen ca. 15 Punkte (1 SD) unter dem der Weißen. Diese Befunde veranlaßten Arthur Jensen (1985) zur Schlußfolgerung, daß Schwarze von Natur aus weniger intelligent (im Sinne von g) seien als Weiße und daß Intelligenz kaum förderbar sei (die sogenannte „IQ Controversy“ wurde Ende der sechziger Jahre durch den Artikel Jensens ausgelöst „How much can we boost IQ and scholastic achievement?“). Die erwähnte 15-Punkte-Differenz verringert sich jedoch auf 5 Punkte, wenn der sozioökonomische Status Schwarzer und Weißer statistisch berücksichtigt wird; außerdem scheinen die Unterschiede bei jüngeren Kohorten geringer zu sein als bei älteren. Zudem liegt der mittlere IQ von schwarzen Adoptivkindern, die in weißen Familien aufwachsen, auf dem IQ-Niveau weißer

Adoptivkinder. Entgegen dem Fazit von Jensen (1985) belegen diese Beobachtungen die Annahme, daß die vorfindbaren Intelligenz-Unterschiede zwischen Schwarzen und Weißen die Konsequenz unterschiedlicher, historisch erklärbarer sozioökonomisch-educativer Umweltbedingungen sein könnten.

### **4.3 Literaturhinweise**

- Asendorpf, J.B. (1996). Psychologie der Persönlichkeit. Grundlagen. Berlin Heidelberg: Springer.
- Amelang, M. & Bartussek, D. (1990). Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung. Stuttgart: Kohlhammer.
- Dörner, D. (1986) Diagnostik der operativen Intelligenz. *Diagnostica*, 32 (4), 290-308.
- Gustafsson, J.-E. (1984). A Unifying Model for the Structure of Intellectual Abilities. *Intelligence*, 8, 179-203.
- Amelang, M. (1995). Intelligenz. in: Amelang, M. (Hrsg.). Enzyklopädie der Psychologie. Bd. Verhaltens- und Leistungsunterschiede. Göttingen: Hogrefe. Kap. 5. S. 247-328.

## Kapitel 5 Geschlechtsunterschiede

### 5.1 Beschreibung von Geschlechtsunterschieden

Geschlechtsunterschiede in psychologischen Merkmalen bei Kindern und Erwachsenen sind relativ gut untersucht. Die Ergebnisse zahlreicher, vor allem in den USA durchgeführter Studien lassen sich mithilfe von Metaanalysen und unter Verwendung von Effektstärke-Indizes wie Cohens „d“ zusammenfassen. Demnach finden sich Geschlechtsunterschiede im Bereich der motorischen Aktivität (bereits pränatal) und im kognitiven Bereich in Aspekten der räumlichen Fähigkeiten (räumliche Visualisierung ( $d=.13$ ) und Wahrnehmung ( $d=.44$ ), mentale Rotation ( $d=.94$ )) „zugunsten“ des männlichen Geschlechts. Im Normalbereich verbaler und mathematischer Fähigkeiten unterscheiden sich die Geschlechter hingegen kaum. Lediglich im unteren sprachlichen (Legasthenie) und im oberen mathematischen Leistungsbereich sind männliche Probanden häufiger vertreten als weibliche. Auch in sozialen Merkmalen wie Aggressivität, Partner(innen)wahl und Sexualverhalten können Unterschiede zwischen Männern und Frauen über verschiedene Studien hinweg repliziert werden.

Manche dieser Unterschiede (z.B. Geschlechtsstereotype: aktiv $\leftrightarrow$ typisch männlich, herzlich $\leftrightarrow$ typisch weiblich; z.B. Partner(innen)wahl) scheinen interkulturell invariant zu sein, für andere gilt dies anscheinend nicht (z.B. räumliche Fähigkeiten). Während sich unterschiedliche Kulturen kaum in den Geschlechtsstereotypen zu unterscheiden scheinen, ist das Geschlechtsrollenverständnis eher dann „egalitär“ (statt „traditionell“), wenn eine Gesellschaft eher ein höheres Bruttosozialprodukt, eine höhere Wertschätzung von Individualismus, einen höheren Anteil an Protestanten (usw.) aufweist.

### 5.2 Ansätze zur Erklärung von Geschlechtsunterschieden

#### 5.2.1 Psychoanalyse

Nach Freuds Auffassung geht die Entwicklung der Geschlechtsidentität auf die Verarbeitung des Ödipuskomplexes in der phallischen Phase zurück. Da das Konzept des Ödipuskomplexes selbst nicht haltbar ist, fehlt der psychoanalytischen Erklärung von Geschlechtsunterschieden eine Basis. Darüberhinaus konnten die überprüfbareren Aspekte psychoanalytischer Annahmen einer empirischen Prüfung nicht standhalten. Beispiele: Kinder sind nicht bis zum 3. Lebensjahr „geschlechtsneutral“, sondern beginnen bereits im 2. Lebensjahr mit der Übernahme von Geschlechtsstereotypen und Geschlechtsrollen; auch geht die Entwicklung der Geschlechtsidentität nicht wesentlich auf die Wahrnehmung der Geschlechtsorgane zurück, sondern orientiert sich die Geschlechtsidentität zunächst an der Wahrnehmung äußerlicher Merkmale wie Stimmlage, Kleidung und Frisuren; zudem identifizieren sich Kinder nicht vor allem dem gleichgeschlechtlichen Elternteil, was dazu führt, daß die Persönlichkeit des gleichgeschlechtlichen Elternteils der des Kindes nicht ähnlicher ist als die des gegengeschlechtlichen (usw).

#### 5.2.2 Lerntheorie

Die Grundannahme der lerntheoretischen Erklärungsansätze lautet, daß geschlechtstypisches Verhalten erlernt wird, indem es von den Eltern oder anderen Sozialisationsagenten bevorzugt bekräftigt wird oder indem Personen des gleichen Geschlechts bevorzugt imitiert werden. (A) Die *Bekräftigungstheorie* umfaßt die 3 Grundhypothesen der (1) differentiellen Erwartungen (Interaktionspartner erwarten von Jungen und Mädchen unterschiedliches Verhalten), (2) differentiellen Bekräftigung (Interaktionspartner bekräftigen gemäß ihren Erwartungen Jungen und Mädchen unterschiedlich) und (3) differentiellen Bekräftigungseffekte (differentielle Bekräftigung beeinflußt das Verhalten der Kinder im Sinne der differentiellen Erwartungen). Während die ersten beiden Hypothesen für die nordamerikanische Gesellschaft im Wesentlichen bestätigt werden konnten, steht eine angemessene Prüfung der dritten Hypothese mangels Längsschnittstudien noch aus. (B) Die Grundannahme der *Imitationstheorie* besagt, daß Kinder geschlechtsspezifisches Verhalten durch Imitation erlernen. Dabei werden 3 Varianten des Imitationslernens unterschieden: (1) differentielle Beobachtungsgelegenheiten (Kinder haben mehr Gelegenheit zur Beobachtung gleichgeschlechtlicher als gegengeschlechtlicher Modelle), (2) selektive Imitation (wenn gleich- und gegengeschlechtliche Modelle beobachtet werden können, werden eher gleichgeschlechtliche imitiert) und (3) Elternidentifikation (der gleichgeschlechtliche Elternteil ist das am meisten imitierte Modell; Spezialfall von (2)). Alle 3 Varianten des Imitationslernens dürften den Erwerb geschlechtstypischen Verhaltens nicht angemessen erklären.

#### 5.2.3 Kulturpsychologische Erklärungsansätze

Ein zentrales Konzept der Kulturpsychologischen Erklärungsansätze ist das der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern. *Gemeinsam* ist allen Kulturen, daß aus dem genetischen Geschlecht ein körperliches Geschlecht hervorgeht, daß bestimmte Arbeitsteilungen nahelegt (z.B. Männer $\leftrightarrow$ Jagen, Frauen $\leftrightarrow$ Sammeln). Für unterschiedliche Kulturen *verschieden* sind hingegen die ökologischen Kontexte, die ebenfalls Einfluß auf die konkreten, einer Kultur eigenen Formen der Arbeitsteilung nehmen. Die Konsequenzen der Arbeitsteilung sind zunächst Geschlechtsstereotype und dann das psy-

chologische Geschlecht. Das kulturpsychologische Modell zur Erklärung von Geschlechtsunterschieden ist empirisch nur schwer testbar. Immerhin konnte in einer Studie von Barry (1986) ein (schwacher) Zusammenhang zwischen dem Beitrag der Frauen zur Ernährung und verschiedenen Verhaltensmaßen in 186 nicht-industriellen Kulturen gefunden werden.

#### **5.2.4 Soziobiologische Erklärungsansätze**

Nach soziobiologischer Ansicht entstehen Geschlechtsunterschiede aus geschlechtstypischen genetischen Prädispositionen im Verhalten, die sich im Laufe der Stammesgeschichte des Menschen herausgebildet haben. Zwei „Prämissen“ stehen am Anfang der soziobiologischen Argumentation: (1) Männer können mehr Kinder zeugen als Frauen gebären können; (2) Ziel aller Organismen ist es, möglichst viele genetische Verwandte zu erlangen („inclusive fitness“). Hieraus resultieren Verhaltensunterschiede zwischen Männern und Frauen, die die Kriterien der Partner(innen)-Wahl, der Beteiligung an der Kindererziehung etc betreffen. Zwar konnten für einige der Hypothesen, die Soziobiologen aufgestellt haben, empirische Belege gefunden werden; andererseits gibt es einige Einwände grundsätzlicher Art gegen diese Modelle. Einer davon betrifft den Sachverhalt, daß soziobiologische Modelle zur Erklärung von Geschlechtsunterschieden auf Optimalitätsüberlegungen hinsichtlich der Wirkung der natürlichen Selektion basieren, die eine umfassende Kenntnis des vergangenen ökologischen Kontextes voraussetzen, in welchem sich das betrachtete Verhalten herausbilden sollte. Diese umfassende Kenntnis nachträglich zu erlangen, dürfte sehr schwierig sein.

#### **5.3 Literaturhinweise**

Asendorpf, J.B. (1996). *Psychologie der Persönlichkeit*. Grundlagen. Berlin Heidelberg: Springer.  
Halpern, D.F. (1992). *Sex Differences in Cognitive Abilities*. Hillsdale: Erlbaum.  
Bem, S.L. (1975). Sex Role Adaptability: One Consequence of Psychological Androgyny. *Journal of Personality and Social Psychology*, 31(4), 634-643.

## Kapitel 6 Eigenschaftstheorien I

### 6.1 Einführung

Die Eigenschaftstheorien in der Persönlichkeitspsychologie stimmen darin überein, daß Verhalten und Befinden eines Individuums in einem bedeutenden Ausmaß durch relativ überdauernde Dispositionen (Eigenschaften, Typendimensionen) bestimmt sind. Diese Dispositionen sind zeitlich relativ stabil und äußern sich in einem zusammenhängend-einheitlichen Muster relativ invariant (transsituational konsistent) über eine Klasse von Situationen. Empirisch geht es um die Taxonomie solcher Persönlichkeitseigenschaften und um die zuverlässig-gültige Beschreibung von Individuen mittels solcher Eigenschaftsbegriffe.

#### 6.1.1 Zum Eigenschaftsbegriff

Der Begriff der *Eigenschaft* (engl. „*trait*“) kennzeichnet interindividuelle Unterschiede hinsichtlich der Bereitschaft, auf eine funktional gleichartige Klasse von Situationen mit einer funktional gleichartigen Klasse von Reaktionen zu antworten (Amelang & Bartussek, 1997). Nach Graumann (1960) sind Eigenschaften relativ breite und zeitlich stabile Dispositionen zu bestimmten Verhaltensweisen, die konsistent in verschiedenen Situationen auftreten. *Eigenschaft* im Sinne eines *Dispositionsprädikats* bezieht sich auf die *Wahrscheinlichkeit*, daß sich das Individuum unter bestimmten situativen und inneren Bedingungen in *bestimmter Weise verhalten* wird.

In fast allen Definitionen des Eigenschaftsbegriffs finden sich *zwei Aspekte* wieder: (1) "*Dispositionsprädikate*", Handlungsdispositionen (=Bereitschaften) als Konstrukte, die nicht direkt beobachtbar sind und aus dem Verhalten *erschlossen werden* und (2) *Verhaltenseigenschaften*, die *direkt beobachtbar* sind. Allgemeine Merkmale persönlichkeitspsychologischer Eigenschaftsdefinitionen sind (1) die *zeitliche Stabilität* von Eigenschaften, (2) die Annahme einer *transsituativen Konsistenz*, sowie (3) die über theoretische Ansätze hinweg variierende Annahme einer *Universalität*, die besagt daß eine Eigenschaft prinzipiell bei *allen Individuen* einer Population vorhanden sei. Allport unterschied zwischen *persönlichen* und *allgemeinen* Eigenschaften: Für *allgemeine Eigenschaften* einer Person gelten *alle drei* Bedingungen. Für die *persönlichen Eigenschaften* sollen jedoch nur die Bedingungen der *zeitlichen Stabilität* und die *transsituative Konsistenz* gelten.

Die Existenz eines *universellen* Eigenschaftsbegriffs wurde durch zwei Gruppen von Autor/innen negiert: (1) Idiographisch orientierte Autor/innen bestreiten, daß Eigenschaften, die bei zwei verschiedenen Personen auftreten, sich nur vom Ausprägungsgrad her unterscheiden. Nach der *idiographischen* Auffassung sind die individuellen *Eigenschaften* und *Verhaltensweisen einzigartig*. (2) Die Verhaltenstheoretiker/innen (z.B. Thorndike) gingen davon aus, daß es keine *allgemeinen* Eigenschaften geben kann, sondern nur unabhängige und spezifische Reiz-Reaktions-Verbindungen oder Gewohnheiten ("Habit-Systeme"). Diese unterschiedlichen Sichtweisen finden sich in dem Konflikt der deutschen Ganzheitspsychologie und der nomothetischen orientierten, angloamerikanischen Eigenschaftsauffassung wieder: Die deutsche *Ganzheitspsychologie* (Allport, Lersch, Welleck) hatte Eigenschaften als *Wesensmerkmale* angesehen. Die *nomothetisch* orientierte Eigenschaftsauffassung (Cattell, Eysenck, Guilford) verzichtete dagegen auf die Beschreibung individueller Wesensmerkmale und orientierte sich ganz an der Beschreibung *allgemeiner Eigenschaftsausprägungen*.

Eine weitere wichtige Unterscheidung betrifft die Begriffe „*trait*“ vs. „*state*“. Diese geht auf Cattell (1950) zurück. Während "*trait*" die *zeitlich überdauernden und situationsunabhängigen* Eigenschaften bezeichnet, meint "*state*" (Zustand) *zeitlich fluktuierende* Merkmale. States sind weitgehend identisch mit Zustandsänderungen (Stimmung, Leistungsbereitschaft, Aktivierung, Wachen/Schlaf) und werden meist durch Selbst- und Fremdbeobachtung erschlossen. Eigenschaften sind nicht unabhängig, sie sind häufig korreliert und lassen *Faktoren höherer Ordnung* erkennen. Diese Superfaktoren sind den "Typen", die von Autoren wie C.G. Jung und E. Kretschmer beschrieben wurden, ähnlich. Analysen sollten beide Stufen einschließen, da sonst die Untersuchungen unvollkommen und schwer zu interpretieren sind (Eysenck, 1971). Faktoren zweiter Ordnung im Sinne von *Typen* („types“) werden allerdings in unterschiedlicher Weise interpretiert:

- (1) Typ im Sinne einer qualitativen *Beschreibungsklasse*, die sich durch das Vorliegen bestimmter Eigenschaftskombinationen auszeichnet (z.B. melancholisch, cholerisch, phlegmatisch, sanguinisch).
- (2) Typ im Sinne eines *Pols/Endpunktes* einer speziellen Dimension oder eines Kontinuums, d.h. eine extreme Merkmalsausprägung (vgl. bipolare und unipolare Typen).
- (3) Typ im Sinne einer Klassifizierung von Meßwertträger/innen hinsichtlich der *Ähnlichkeit des Reaktionsmusters*.

‘*Persönlichkeit*’ beschreibt demnach ein *Gefüge von Dispositionen*. Diese Dispositionen beziehen sich nach Eysenck nicht nur auf beobachtbares Verhalten, sondern auch auf kognitive, emotionale und motivationale Prozesse. Weiterhin können anatomische, morphologische oder physiologische Merkmale Berücksichtigung finden, sofern sie verhaltensrelevant werden.

Während die deutschen Charakterologen Persönlichkeit als real existierende ganzheitlich-seelische Einheit betrachteten, vertraten die meisten modernen Persönlichkeitspsychologen/innen die Ansicht, daß Persönlichkeit eine theoretische Konstruktion der Forschenden ist. Sie ist ein allgemeines *hypothetisches Konstrukt*, das durch empirische Befunde zu präzisieren ist. Im Kontext der geschichtlichen Forschung werden *Persönlichkeitsstörungen* thematisiert, d.h. behandlungsbedürftiger oder krankhafter Veränderungen der Persönlichkeit, wie etwa schizoide Persönlichkeit (Kontaktstörung, Gleichgültigkeit, emotionale Störungen), schizotype Persönlichkeit (Denkstörungen, Beziehungsideen, affektive Störungen, Kontaktstörungen, allgemeine Symptome einer Psychose).

### 6.1.2 Systematisierung von Persönlichkeitseigenschaften

In einer Übersicht über die Systematisierungsmöglichkeiten unterschied Cattell: (1) Konzepte: Traits, States, Types, Processes, (2) Bereiche: Fähigkeiten, Temperament, Motivation, Einstellungen, Rollen, Stimmungen. Neuere Eigenschaftstheorien der Persönlichkeit sind oft von der faktorenanalytischen Forschungsmethodik beeinflusst, d.h. Grundannahmen der Dimensionsmetrik, hierarchischen Organisation und „dispositionellen Strategie“ (z.B. Guilford, Cattell, Eysenck – Übersichten bei Royce 1973, Pawlik 1968, Buss & Poley 1976) während früher charakterkundliche und phänomenologisch-psychologische Auffassungen vorherrschten. Es gibt aber durchaus Eigenschaftstheorien bzw. Eigenschaftsbegriffe, die primär *nicht* durch faktorenanalytische Untersuchungen, sondern durch andere Forschungsmethoden entwickelt wurden (siehe Herrmann 1976, Buss & Poley 1976, Amelang & Bartussek 1985).

Kennzeichnend für den faktorenanalytischen Ansatz im Kontrast zum geisteswissenschaftlichen Ansatz (L. Klages: Sprache als Quell der Seelenkunde) ist Cattells Reduktion der von Allport & Odbert gesammelten 3000 Adjektive durch Auswahl auf 181, durch Korrelationsanalyse von damit gewonnenen Einstufungen (N=100) auf 36 Cluster, später 42 Oberflächeneigenschaften (Primary Personality Sphere) und durch Faktorenanalyse auf 12 (später 16) Grundeigenschaften. Zur Methodologie siehe Herrmanns (1976) Schema der empirischen Persönlichkeitsforschung sowie die Unterscheidung von deskriptiven und explikativen Konstrukten. Ein neueres deutsches Forschungsprojekt berücksichtigte 5101 Adjektive, um eine Taxonomie von Persönlichkeits-Deskriptoren zu schaffen (Angleitner et al.). *Dimensionen des Temperaments* (nach Pawlik, Royce u.a. stark vereinfacht) sind „Extraversion“ als Sekundärfaktor von Q-Daten mit den wahrscheinlichen Primärfaktoren Geselligkeit, Impulsivität, Dominanz u.a., sowie Emotionalität (Neurotizismus, Ängstlichkeit) als Sekundärfaktor von Q-Daten mit den Primärfaktoren emotionale Labilität, Argwohn, Furchtsamkeit, Spannung, Erregbarkeit. Weitere Faktoren sind u.a. Gefühlsbetontheit; Unabhängigkeit der Meinungsbildung, Kooperationsbereitschaft; Willenskontrolle und Persistenz. Die Sammelreferate von Pawlik u.a. lassen je nach Bereich (z.B. Psychosomatik, Interessen, Bedürfnisse) Übereinstimmungen, aber auch erhebliche Unterschiede erkennen, und der von Cattell vorgeschlagene *Universal Index* ist nicht in Sicht. Nach Cattell (1950) sind folgende grundlegende Bereiche bzw. Merkmalsgruppen zu unterscheiden: (1) *Ability source traits* (Grunddimensionen des Fähigkeits- bzw. Intelligenzbereichs); (2) *Temperament traits* (Grunddimensionen des Verhaltensstils); (3) *Ergic drives* (Grunddimensionen primär biologisch gegebener Motivation; Antriebe und Bedürfnisse); (4) *Sentiments* (Grunddimensionen von Einstellungen, d.h. Gesinnungen, Interessen, Werthaltungen); (5) *Role traits* (Grunddimensionen sozialer Rollen); (6) *Temporary moods and other modulating states* (Grunddimensionen der Stimmungen und intraindividuellen Zustandsänderungen). Cattells Forschung war durch die Hoffnung geleitet, einen "Universal Index" nachgewiesener Faktoren für jeden dieser Bereiche nachweisen zu können.

Die programmatisch gemeinte Verhaltens-Spezifikations-Gleichung von Cattell (1973, 8.22) lautet in dem linear-additiven Modell:  $a_{ij} = b_{ji} T_{li} + \dots + b_{jk} T_{ki} + b_j T_{ji} + b_{jal} S_{lA} + \dots + b_{jsp} S_{pi}$ . Der Skalenwert  $a$  des Individuums  $i$  in einer Verhaltensweise  $j$  ergibt sich aus den jeweiligen Gewichten  $b$  und den individuellen Standardwerten auf den  $k$  Eigenschaftsfaktoren  $T$  (von 1 bis  $k$ ), auf dem spezifischen Eigenschaftsfaktor  $T_j$  sowie auf den  $p$  Zustandsfaktoren  $S$  (von 1 bis  $p$ ). An anderer Stelle hatte Cattell nicht nur Fähigkeits-, Temperaments- und Zustands-Faktoren, sondern auch Motivations- und Rollen-Faktoren in eine solche Spezifikationsgleichung aufgenommen.

*Mögliche Perspektiven (siehe auch Graumann 1960, Cattell 1973)*

- Modi der Persönlichkeitsbeschreibung: Verbaler, adverbialer, adjektivischer, substantivischer Modus
- Einteilung nach Auftreten und Verteilung:
  - spezifisch (S-R) vs. generell (intraindividuell betrachtet)
  - individuell vs. universell (interindividuell betrachtet)
  - common vs. unique (bezüglich Personen)
  - common (broad) vs. specific (bezüglich Variablen)
- Einteilung nach metrischen Gesichtspunkten
  - skalierbar vs. nicht skalierbar
  - unipolar vs. bipolar

- Einteilung nach Funktions- bzw. Systemzusammenhang  
oberflächlich (peripher, surface) vs. zentral ("wurzelhaft", source)  
affin (verwandt, zugehörig) vs. diffug (nicht zusammengehörig)  
persönlichkeitspsychologisch relevant vs. weniger relevant  
Fähigkeiten vs. Temperament vs. Bedürfnissen vs. Einstellungen vs. Zustandseigenschaften vs. Rolleneigenschaften (siehe Cattell)

*Allgemeinste Bestimmungsversuche von Eigenschaften:*

- Eigenschaften als Weseneigenschaften (Charaktereigenschaften): Nach dieser "essentialistischen" Auffassung werden E. als bestehende, aufdeckbare Wesenszüge postuliert. Sie sind im phänomenologisch-psychologischen Verfahren durch Reduktion der Erfahrungsdaten auf das "Wesentliche" (siehe Klages, Lersch, Wellek u.a.) oder durch Erkenntnisse der "hinter" dem Verhalten stehenden (zentralnervösen) Ursachen (siehe Pawlow, Eysenck, Cattell u.a.) zu gewinnen.
- Eigenschaften als Dispositionsprädikate: Es werden verhältnismäßig einheitliche (konsistente) Dispositionen zu bestimmten (potentiellen) Verhaltensweisen angenommen. Disposition: Wahrscheinlichkeit, daß sich ein Individuum unter bestimmten situativen und inneren Bedingungen in bestimmter Weise verhalten wird – relativ invariant (überdauernd) gegenüber relativen Änderungen der Situation (transsituationale Generalisierbarkeit) bzw. Wiederholung der Situation (zeitliche Stabilität).
- Eigenschaften als Prozeßabstraktionen: Statt überdauernder, relativ fester Dispositionen werden charakteristische Abläufe psychodynamischer Prozesse (siehe Psychoanalyse), Verfestigungslinien (Heiss) und Prozeßabstraktionen (Thomae) hervorgehoben.
- Ablehnung des Eigenschaftsbegriffes: Der wissenschaftliche Nutzen solcher Annahmen über Wesenszüge, über dauernde Dispositionen oder Prozeßcharakteristika wird bestritten und eine speziellere Analyse der individuellen Gewohnheitssysteme (siehe Thorndike, Guthrie, Verhaltensanalyse) oder der individuellen Kognitionen und Handlungsziele (siehe Kognitivismus, Handlungstheorie) gefordert (siehe auch Interaktionismus-Debatte mit Fragen nach Situationspezifität bzw. Generalisierbarkeit der Verhaltensweisen).

*Wissenschaftstheoretische Begriffsbestimmung ("Persönlichkeitsmerkmale", vgl. Herrmann, 1973)*

- Beobachtungsprädikat: H. raucht (als aktuelles Beobachtungsprädikat).
- Dispositionsprädikat: H. raucht – H. ist ein Raucher (als permanente Disposition = Verhaltenswahrscheinlichkeit). Eine genauere Analyse der Logik und Rechtfertigung des Eigenschaftsbegriffes macht mehrere Schwierigkeiten deutlich: (a) Kritik der essentialistischen Auffassung wegen der Verdinglichung (Reifikation) von E.; (b) Kritik der operationalen Definition wegen Schwierigkeit einer strikten Durchführung, mangelnder Konvergenz der Operationalisierungen und Theorieabhängigkeit der Beobachtungssätze, daher:
- Dispositionsprädikate als Annahmegerüste K (für Konstrukt):
- Aussagen über ein Persönlichkeitsmerkmal enthalten über die direkten operationalen Definitionen (Datenerhebung) hinaus ein Annahmegerüste von bereits vorhandenen wissenschaftlichen Erfahrungen, theoretischen Erwartungen sowie "Dunkelstellen". Dispositionsprädikate sind also Namen bzw. Abkürzungen für solche Annahmegerüste, gleichsam Momentaufnahmen eines wiss. Problemlösungsprozesses. Es sind konstruierte Denkhilfen – nicht etwa Entitäten oder Gefüge "objektiver" sprachlicher Aussagen. Das Dispositionsprädikat (Persönlichkeitsmerkmal) hat praktisch drei Bedeutungen: (1) Name für ein zur Zeit ablaufendes Forschungsprogramm; (2) Name für K (Erwartungen, Vermutungen zum Konstrukt); (3) Name für Merkmal eines Individuum.
- Zuerkennung eines Persönlichkeitsmerkmals bedeutet also, daß auf diese Person alle Annahmen des Annahmegerüsts K zutreffen. Die Unabgeschlossenheit, Veränderlichkeit von K und der Mangel an strikter logischer Einheitlichkeit müssen akzeptiert werden, doch folgt aus diesem kritisch-rationalistischen Standpunkt auch die Forderung nach sehr genauen Explikationen des jeweiligen Annahmegerüsts, d.h. nach operationalen Definitionen, Rechtfertigung ihrer Adäquatheit, Erläuterung des theoretischen Zusammenhangs, des Forschungsstandes und der empirisch unerläßlichen Einschränkungen des Aussagenbereichs.

*Nutzen bzw. heuristische Funktion*

- Eigenschaftsbegriffe als theoretische Konstrukte verknüpfen elementare Verhaltens- (und Befindens-) Merkmale zu einem Muster (konvergente Validität), welches sich von anderen Mustern (diskriminante Validität) abhebt. Man kann deshalb von der ordnungsstiftenden Funktion dieser theoretischen Begriffe und von der heuristischen, d.h. Zusammenhänge erschließenden Funktion sprechen. Wenn bei einem bestimmten Individuum ein bestimmtes elementares Merkmal festgestellt wird, kann (im Sinne einer statistischen Erwartung) auf die anderen Merkmale dieses Musters abgeschlossen werden, z.B. von "gesellig" auf "unternehmungslustig" und "impulsiv" (Extraversion). Ein zu großzügiger Gebrauch solcher Indikatoren eines Konstruktes (mit empirisch

nicht gerechtfertigten "Überschußbedeutungen") kann zur Konfusion der Fachterminologie führen. Wünschenswert sind sog. Multitrait-Multimethod-Analysen (Campbell & Fiske) und möglichst präzise Operationalisierungen (von Subkonstrukten, Facetten, construct-operation-units, siehe Fiske).

### 6.1.3 Datenquellen, Methoden und Forschungsansätze

Nach Cattell kann die Taxonomie von Persönlichkeitsmerkmalen anhand der Datenbereiche *L*, *Q* und *T*-Daten erfolgen: Im Kontext der psycho-pathologischen Forschung spricht man von *L* (*Lebens-*) daten: (Lebenslaufdaten, Einstufungen des Verhaltens (*BR* = Behavior ratings), Messungen, Beobachtungen des Verhaltens (*BO* = Behavior observation). *Q* (*Questionnaire*): Daten aus Selbsteinstufungen *Q'* oder standardisierten Fragebögen *Q*. *T* (*Test*):-Daten aus standardisierten Labor- und Testsituationen.

*Alltagssprachliche Beschreibungen von Eigenschaften:*

Allport und Odbert (1936) und andere Typologen, wie etwa Galen, Jung oder Kretschmer benutzten *Eigenschaftsworte* und -begriffe aus der *Alltagssprache*, um hieraus ein ökonomisches *System von Beschreibungsmerkmalen* abzuleiten. Auch Allports Ziel war die (idiographische) Beschreibung von persönlichen Dispositionen anhand von Adjektivlisten. Auch *Cattell* (1944) ging von Adjektivlisten aus, die zunächst aufgrund empirischer Befunde reduziert wurden, so daß *12 grundlegende Dimensionen* resultierten. Variablen des Leistungs- und Motivationsbereichs wurden aber nicht berücksichtigt. Dieser faktorenanalytische Ansatz sollte eine ökonomische Abbildung von Fremdbeobachtungsdaten, aber auch anderen Datenquellen (Lebensläufen etc.), ermöglichen (siehe Entwicklung des 16 PF).

*Persönlichkeitsfragebogen und Selbsteinschätzungen:*

Heute wird zur Differenzierung von Eigenschaften und Zuständen häufig von *Eigenschafts- und Zustandsskalen* Gebrauch gemacht. Diese Skalen orientieren sich meist an den Kriterien der *klassischen Testtheorie*. Für Zustandsskalen forderte man z.B. eine hohe interne Konsistenz. Für Eigenschaftsskalen forderte man zusätzlich die Bedingung einer hohen Retestkorrelation, d.h. eine hohe zeitliche Stabilität wurde erwartet. *Neuere Ansätze* versuchen, Eigenschaften nicht über die Gütekriterien von Meßinstrumenten zu definieren, sondern *unter Berücksichtigung von situativen Bedingungen* empirisch zu bestimmen. Mit Fragebögen wird beispielsweise die Unterscheidung von Zustandsangst und Eigenschaftsangst (Spielberger, 1972) vorgenommen.

Allgemeines Prinzip einer *analytische Datenreduktion* ist die Reduktion des Datensatzes auf eine geringe Anzahl von Dimensionen oder Faktoren. Probleme hierbei sind die Repräsentativität der Variablenstichprobe, Repräsentativität der Personenstichprobe, die verwendeten Datenquellen (Selbst-, Fremdbeobachtungsdaten) können unterschiedliche Resultate zur Folge haben; spezielle Modellannahmen gehen in faktorenanalytische Lösungen ein (vgl. auch Abschnitt 4.1.3).

*Labordaten u.a.:*

Am *häufigsten* werden heute sicherlich *Persönlichkeitsfragebögen* und *Ratings* verwendet, weil sie besonders leicht zu erhalten sind. Laborstudien sind wesentlich aufwendiger, aber objektiver und vielleicht auf lange Sicht fruchtbarer.

### 6.1.4 Forschungsansätze

Die folgenden Forschungsansätze sind ursprünglich teilweise in einem anderen Zusammenhang entwickelt worden. Sie haben in Hinblick auf die kritische Betrachtung des Eigenschaftsbegriffs und der Vorhersage individueller Unterschiede des Verhaltens eine große Bedeutung erlangt. Folgende wichtigen Forschungsansätze der gegenwärtigen empirischen Persönlichkeitsforschung sind zu unterscheiden (s.a. Abschnitt "Persönlichkeitsassessment"):

- (1) Wiederholungsmessungen (d.h. besteht eine Stabilität über die Zeit?): Wiederholte Persönlichkeitserfassung zur Prüfung der Merkmalsstabilität über verschiedene Zeitpunkte
- (2) Generalisierbarkeitsstudien (d.h. besteht eine Stabilität über verschiedenen Klassen von Situationen?)
- (3) Kovarianzzerlegung (z.B. die Variabilität zwischen und innerhalb von Personen und Situationen soll varianzanalytisch ermittelt werden): Beschreibung von Merkmalszusammenhängen unter den verschiedenen Perspektiven der multimodalen Datenbox (Personen x Variablen x Situationen x Wiederholungen/Zeitpunkte, d.h. zwischen und innerhalb Personen/Situationen)
- (4) Indexbildung (über Items/Variablen: z.B. ein „Neurotizismus-Score“; über Zeitpunkte/Situationen): Aggregation als rational oder empirisch begründete Bildung von Indizes (*composite scores*), z.B.: über Items bzw. Variablen (vgl. Spearman: Faktorscores; Fishbein & Ajzen), über Zeitpunkte /Situationen (vgl. Zuckerman; Epstein); Berücksichtigung von Symmetrieüberlegungen auf Prädiktor- und Kriterienseite (vgl. Brunswik Linsenmodell).
- (5) Muster- und Profilanalysen (Ermittlung von z.B. situationsspezifischen, individualspezifischen und motivationsspezifischen Mustern): Differenzierung von Situations (stimulus) -spezifischen (SSR:

- Sit. x Var.), der individual-spezifischen (ISR: Pers. x Var.) und der motivationsspezifischen (MSR: Pers. x Sit. x Var) Verhaltensmuster.
- (6) Konstruktvalidierung (Ermittlung der konvergenten und diskriminanten Validität durch multiple Operationalisierungen): Prüfung der konvergenten und divergenten Validität der angeblichen Indikatoren eines Konstrukts (z.B. MTMM-Studien; Campbell & Fiske). Falls theoretisch begründete Operationalisierungen nicht konvergieren, müssen Subkonstrukte, Facetten oder insgesamt präzisere construct-operation units definiert werden (Fiske).
- (7) Suche nach Moderatorvariablen und Konzepten zur Verbesserung der Vorhersage.

Ansatz	konstant gehalten	interkorreliert/faktoriert	erhaltene Faktoren	Fragestellung (s.a. Asendorpf, 1996)	Beispiele
<b>Personzentrierte Ansätze</b>					
O	1 Person	versch. Zeitpunkte: Situationen	Typenfaktoren	Stabilität von Reaktionsprofilen	Eine Person in einer typischen Situation, z.B. Prüfungen
P	1 Person	versch. Zeitpunkte: Reaktionen	State-Faktoren	Stabilität von Reaktionsprofilen	Herzfrequenz bei Vorgabe emot. Reize bei einer Person
P	1 Person	versch. Zeitpunkte: Eigenschaften		Persönlichkeitsstabilität	
<b>Variablenzentrierte Ansätze</b>					
Q	1 Zeitpunkt / Situation	Personen	Typenfaktoren		z.B. Identifikation von Personen mit ähnlichen Begabungsschwerpunkten
R	1 Zeitpunkt / Situation	Variablen/ Reaktionen	Eigenenschaftsfaktoren / Traits	Kohärenz des Verhaltens	
S	1 Eigenschaft	Personen	Typenfaktoren		Vergleich mehrerer Personen in einem Merkmal (z.B. Attraktivität)
T	1 Eigenschaft bzw. Reaktion	Situationen	Situationsfaktoren	Transsituative Konsistenz des Verhaltens, bzw. von Eigenschaften	Vergleich von Situationen über mehrere Personen, z.B. Ängstlichkeit bzgl. Zahnarztbesuch
T	1 Eigenschaft	Zeitpunkte	Situationsfaktoren	Zeitliche Stabilität von Eigenschaften	

Tabelle 6.1.4 Korrelationstechniken nach Cattell (1957); siehe auch Asendorpf (1996, Tab. 2.6).

### 6.1.5 Allgemeine Kritik an Eigenschaftstheorien

Liebert & Spiegler kritisieren den Mangel an eigenständiger theoretischer Struktur, deskriptive Ausrichtung mit starker Bevorzugung von Persönlichkeits-Fragebogen, statische Auffassung vom Individuum ohne hinreichende Beachtung bzw. Analyse der Veränderlichkeit und Situationsabhängigkeit des Verhaltens (siehe Interaktionismus-Kontroverse). Diese Argumente treffen wohl einige Autoren, andere dagegen kaum, denn die Theorien von Allport, Murray, Cattell und Eysenck unterscheiden sich wesentlich. So findet man durchaus Prozeßforschung (Murray, Cattell), Interesse an Verhaltensursachen und Verhaltensmodifikation (Murray, Eysenck), multimodale Datenerfassung (Cattell, Eysenck), Deskription und auch Personologie (Allport).

Buss & Poley (1976) meinen, daß Eigenschaftsforschung nicht in einem Gegensatz zu anderen Persönlichkeitstheorien gesehen werden sollte, sondern als *gemeinsame Basis*. Alle Persönlichkeitstheorien sind auf die Verwendung von Dispositionsprädikaten und auf möglichst überzeugende Operationalisierungen angewiesen. Die Eigenschaftsforschung hat hier wichtige Ansätze zur Taxonomie und Systematisierung inter- und intraindividuelle Differenzen und viele deskriptive Konstrukte geliefert, welche sich für viele Zwecke (Assessment, Prognose, Veränderungsmessung, Evaluation von Maßnahmen usw.) nutzen lassen.

## 6.2 Übersicht über spezielle Eigenschaftstheorien

Eine Übersicht über einige wichtige Meilensteine der Differentiellen Psychologie und Persönlichkeitsforschung (Tabelle 6.2) verdeutlicht die enge Verflechtung der eigenschafts- und fähigkeitsbezogenen Forschungsansätze in der Differentiellen Psychologie.

In den folgenden Kapiteln werden die wichtigsten Elemente ausgewählter Eigenschaftstheorien dargestellt, um die historische Entwicklung dieses Forschungsprogramms zu verdeutlichen. Die Vorgehensweise und die Verfahren zur Erfassung von Eigenschaften und Persönlichkeitsunterschieden werden dargestellt. Anschließend werden Leitlinien und Probleme der jeweiligen Persönlichkeitstheorien referiert.

Jahr	Autor	Inhalte
1905	Binet	Erster Intelligenztest
1911	Stern	"Differentielle Psychologie in ihren psychologischen Grundlagen" Gegenstandsbestimmung mit Festlegung der Gegenstandsbereiche, insbesondere Unterscheidung von differentieller Psychologie und Persönlichkeitspsychologie (auch heute noch aktuell) Intelligenzquotient
1930	Spearman	Zwei-Faktoretheorie der Intelligenz,
1937	Allport	"Personality: A psychological interpretation"
1938	Murray	"Explorations in Psychology" definiert die Kernprobleme der heutigen Persönlichkeitspsychologie
1939	Freud	Unbewußte Verarbeitungsmechanismen
1941	Thurstone	Faktorenanalyse, Modell mehrerer gemeinsamer Faktoren, Erstellung von Leistungsprofilen
1955	Cronbach & Meehls	"Construct validity in psychological tests"
1959	Campbell & Fiske	Convergent and discriminant validity by multitrait multimethod
1966	Cattell	Experimentelle und multivariate Ansätze
1967	Eysenck	"The biological basis of personality" naturwiss. Ansatz, Annahme kausaler Mechanismen hypothetico-deduktive Forschung: allgemeinpsychologische Forschung als Grundlage der Differentiellen Psychologie
1968	Mischel	Interaktionismus; Infragestellen der transsituativen Konsistenz des Verhaltens Berücksichtigung des situativen Kontexts
1977	Sternberg	Zusammenhang von Intelligenz und Problemlösen Prozeßforschung der Intelligenz

Tabelle 6.2 Historische Meilensteine der Differentiellen Psychologie und Persönlichkeitsforschung. Aus der Kongreßzeitung anlässlich des DGPs Kongresses 1994 in Hamburg .

## 6.3 Historische Ansätze der Eigenschaftsklassifikation

Bereits in der Antike versuchte man durch Zuordnung von Gesichtsformen (Physiognomik) Hinweise auf Charaktertypen zu finden. Man ging davon aus, daß die *äußere Gestalt* des Organismus die *inneren Eigenschaften widerspiegeln*. Nach *Hippokrates* (geb. 460 v. Chr.) gehen Persönlichkeitsunterschiede auf das Vorherrschen einer der *vier Körpersäfte* (Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle) zurück. Hieraus begründet sich eine Typologie, welche vier einander ausschließende Kategorien enthält: *Sanguiniker, Phlegmatiker, Choliker und Melancholiker*. Der römische Arzt *Galenus* hat die Idee des Hippokrates, daß es entsprechend den vier *Grundelementen Luft, Wasser, Feuer, Erde* vier menschliche Temperamente gäbe, vier Typen beschrieben, deren Bezeichnungen sich bis in die Neuzeit gehalten hat. Nach *Eysenck* (1965) liegen den klassischen Typen (melancholisch, cholisch, phlegmatisch, sanguinisch) zwei grundlegende faktorenanalytisch bestimmbare Dimensionen zugrunde: *emotionale Stabilität und Introversion/Extraversion*. Eine erste Konstitutionstypologie, die von einer Entsprechung zwischen Körper und Seele ausgeht, ist die *Phrenologie* von *Gall* und *Spurzheim* um 1810. Diese Autoren versuchten, aus der Schädelform auf die Ausprägung der darunterliegenden Hirnareale zu schließen. Diese Areale galten als Sitz verschiedener Sinne, z.B. Farben und Frohsinn. Es hat sich jedoch gezeigt, daß die Beziehung zwischen der Form des Schädels und der Form des Gehirns sehr gering ist, wenn man von Extremvarianten wie Mikro- oder Hydrozephalus absieht.

*Wundt* (1903) hatte bereits früh ein zweidimensionales System zur Beschreibung der Persönlichkeit vorgeschlagen: (1) Stärke der Gemütsbewegungen; (2) Schnelligkeit des Wechsels der Gemütsbewegungen.

Eine weitere Konstitutionstypologie geht auf *Kretschmer* (1921, 1961) zurück. Kretschmer versuchte, die Beziehung zwischen Körperbautypen und psychischen Erkrankungen zu beschreiben. Er beschrieb drei bedeutsame Körperbauformen: (1) *Pyknischer Körperbau*: kurzer und gewölbter Rumpf, Extremitäten relativ kurz, Kopf groß und rund auf massivem Hals, breites weiches Gesicht. (2) *Leptosomer Typ*: Rumpf und Extremitäten schlank und schmal, schmales Gesicht, hageres Oberflächenrelief. (3) *Athletischer Typ*: trapezförmiger Rumpf, kräftiges Knochen- und Muskelrelief, große Hände und Füße, derbes konturenreiches Gesicht. *Pykniker/innen* sollen häufiger an "manisch-depressivem Irresein", *Leptosome* eher an Schizophrenie erkranken, *Athletiker/innen* sollen häufiger Epilepsie aufweisen. Auch bei *normalen Personen* sollen nach Kretschmer diese Eigentümlichkeiten auftreten, jedoch in geringerer Ausprägung. Die daraus resultierenden Temperamente wurden als: *zyklothym* (gesellig, gutherzig, freundlich, gemütlich, lebhaft und witzig), *schizothym* (ungesellig, still, feinfühlig, empfindlich) und *viskös* (schwer bewegliche Affektivität, starre Beharrungstendenzen, Neigung zu Perseveration und Stereotypie) bezeichnet. In den dreißiger Jahren wurde eine Vielzahl von Experimenten durchgeführt, in denen gezeigt werden sollte, daß spezifische Unterschiede hinsichtlich Gedächtnis-, Aufmerksamkeits- und konzeptuellen Leistungen bestünden. Die Resultate befanden sich nur zum Teil im Einklang mit den Erwartungen. Wesentliche Kritikpunkte sind jedoch Verzicht auf Signifikanzprüfung, fehlende Kontrolle des Alters und des sozioökonomischen Status der untersuchten Person.

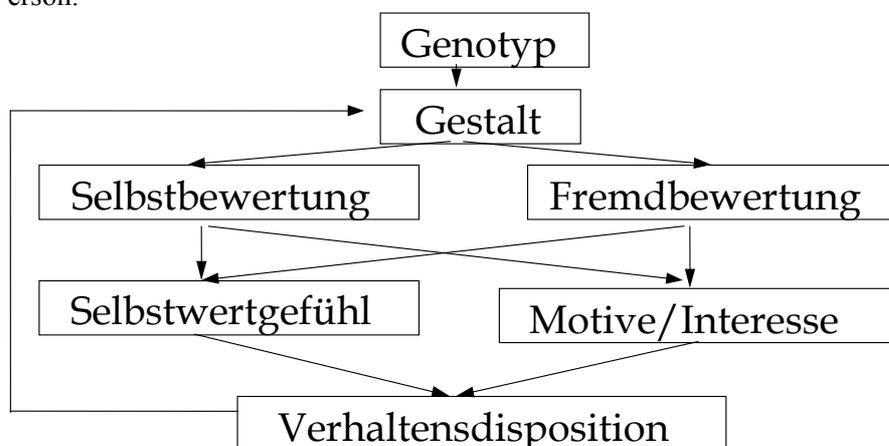


Abb. 6.3. Erklärungsmöglichkeiten für Konstitutionseffekte (vgl., Asendorpf, 1996).

Nach der Konstitutionstypologie von *Sheldon* gehen die Körperbautypen auf die *Dominanz* eines der drei *Keimblätter* des Menschen während der Entwicklung zurück. Der *endomorphe Typ* entspricht dem *Pykniker*; der *ektomorphe Typ* entspricht dem *Leptosomen* und der *mesomorphe Typ* entspricht dem *Athletiker*. Der Körperbau wurde anhand von Photos, welche die Proband/innen von vorn, hinten und von der Seite zeigte, geschätzt. Zur Beurteilung der Temperamenteigenschaften wurden Ratings durchgeführt. Es fanden sich Korrelationen um .80, die in weiteren Untersuchungen aber nicht repliziert werden konnten. Wurden die Persönlichkeitsmerkmale durch Tests und Selbstbeurteilungen erfaßt, zeigten sich *keine* Zusammenhänge von Körperbau und Temperament.

Dennoch fanden sich schwache, jedoch feststellbare Konstitutionseffekte (d.h. Korrelation von Konstitution und psychischen Merkmalen), die wie folgt erklärt werden können: (1) Der psychische und physische Bereich kann durch *genetische und biologische Determinanten* beeinflusst werden. Diese Variablen sind also biologische Drittvariablen, mit denen psychische und physische Merkmale korreliert sind. Beispielsweise könnten die Hormone des *Hypophysen-Vorderlappens* sich auf das Wachstum auswirken, andererseits aber auch die Produktion weiterer Hormone, z.B. des tyroxinestimulierenden Hormons, das über die Modulation von Schilddrüsenhormonen die Leistungsfähigkeit, Energieumsatz, Erregbarkeit und Emotionalität des Menschen erheblich beeinflussen kann.

(2) Weiterhin sind andere Wirkmechanismen denkbar, durch die sich körperliche und psychische Funktionen gegenseitig beeinflussen können. So kann die körperliche Konstitution (z.B. die vorhandene oder fehlende Körperkraft) das *Sozialverhalten* von Kindern prägen. Umgekehrt kann das private oder berufliche Verhalten die körperliche Konstitution beeinflussen.

(3) Weiterhin ist denkbar, daß die Umwelt auf eine spezielle Konstitution in stereotyper Weise reagiert. Diese *Eindrücke*, die möglicherweise auf *erlernte Wahrnehmungsmuster* zurückzuführen sind, führen so in der sozialen Interaktion zur Entwicklung von typischen "Persönlichkeitsmerkmalen".

Die genannten *Typologien* haben *heute* wesentlich an *Bedeutung* verloren. Typologien gehen meist von einem qualitativen, kategorialen Beschreibungssystem aus. Der *moderne Eigenschaftsbegriff*

nimmt dagegen eine *abgestufte, kontinuierliche Ausprägung* verschiedener Eigenschaften bei jeder Person an. Es stellt sich hier die Frage, welche und wieviele Eigenschaften zur Beschreibung der Persönlichkeit benötigt werden. Wesentliche *Kritikpunkte an den Konstitutionstypologien sind*: (1) Orientierung an Extremgruppen (nur wenige Menschen passen als reine Typen in diese Typologie (nach Kretschmer nur 10%); (2) Probleme der Operationalisierung der Körperform (z.B. des Umriß/Oberflächenreliefs); (3) nicht alle definierten körperlichen Merkmale weisen in ein und dieselbe Richtung; (4) keine Aussage wird über die Konstitution der Frauen getroffen; (4) Geringe Anzahl von maximalen Dimensionen dieses Beschreibungssystems (2-dimensional); auch dann, wenn die beiden grundlegenden *Dimensionen* bekannt wären, könnten den einzelnen Meßwertträger/innen kein fester Platz in diesem Koordinatensystem zugeordnet werden.

## Kapitel 7 Eigenschaftstheorien II

### 7.1 Ältere charakterkundliche und philosophische Eigenschaftstheorien

Die deutsche Charakterologie (Protagonisten: Klages, Spranger, Lersch, Jaensch, u.a.) hat Klassifikationssysteme des Erlebens und Verhaltens erstellt. Motiviert durch die Kritik an der Wundtschen Elementenpsychologie wurde die Hermeneutik als Hauptmethode entwickelt. Dies ist eine Methode der Selbst- und Fremdbeobachtung und Biographik, die an einer qualitativen Beschreibung der Einzigartigkeit des Individuums und seines Wesens interessiert ist.

Klages (19xx) beschrieb in den "Prinzipien der Charakterologie" (Neuaufgabe 1983) die Forschungsaufgaben der Psychologie: "Welcher Art ist die Wandlung des Geistes seit der Antike; wodurch unterscheidet sich der "Zivilisierte" vom "Naturmensch". Für welche Tatsachen des Innenlebens stehen die Stände, Rassen, ethnischen Komplexe. Wodurch zeichnen sich Politiker, Priester, Strategen, Künstler und Forscher aus. Nach welchen Gesetzen verfähre der Neid, die Habsucht, der Eigennutz. Wie kann man allgemein unter den wechselnden Handlungen des Menschen die bleibenden Eigenarten entdecken." Klages Kritik an der Wundtschen Elementenpsychologie kommt im folgenden Zitat zum Ausdruck: "Befangen in dem wunderlichen Glauben, daß ihre Lieblingsbegriffe, die Empfindungen, Vorstellungen und dergleichen das seelisch Einfache und Gegebene oder gleichsam die psychischen Atome seien, aus denen alles sonstige sich füglich zusammensetze, glaubt sie die Einlassung mit den Fragen der Charakterkunde als verfrüht und unwissenschaftlich verwerfen zu sollen."

Auch mit der differentiellen Psychologie gerate man laut Klages "auf einen Abweg, der nicht zur Persönlichkeit, sondern durch eine trostlose Wüste ihrer [...] "dissecta membra" [auseinandergerissene Glieder] führte, die in der Gestalt von Unterschieden der Sinnesempfindlichkeit, Assoziationsverrichtung, Auffassung, des Beachtens, Kombinierens, Urteilens, Reagierens usf. gewissermaßen umherliegen: Kein Gesetz, das sie zusammenbrächte, geschweige denn ein geistiges Band verratend."

Von Klages beeinflusst, war auch Philipp Lersch an verstehender und phänomenologischer Psychologie orientiert. Durch die Methode der intuitiven Einfühlung entwickelte er ein differenziertes Begriffssystem zur Beschreibung von Personen. Durch die phänomenologisch-reduzierende Selbstbeobachtung wurden Erlebnisweisen abgegrenzt und wie Bausteine inventarisiert. Ziel dieses Ansatzes war eine "Wesensschau", bei der Verhaltensmerkmal und Verhaltensursache nicht mehr trennbar sein sollten. 1938 erschien Lerschs Buch "Aufbau des Charakters", das ab 1951 unter dem Titel "Aufbau der Person" noch vielfach aufgelegt wurde (bis 1970 in 11. Auflage!). In der radikal-eigenschaftstheoretischen Charakterologie Lerschs wurden Situationsfaktoren nicht zur Erklärung herangezogen. Individuelle Unterschiede und Stabilität dieser Unterschiede wird ausschließlich auf Personenfaktoren zurückgeführt.

Lersch (1951) beschrieb den Ansatz seiner Charakterkunde wie folgt: "Die Dispositionen sind es, durch die das Seelenleben eines Menschen, im Längsschnitt der Zeit gesehen, ein faßbares Gepräge erhält. Das Seelenleben als Charakter betrachten, heißt also zunächst, es betrachten als Gepräge, das bestimmt wird durch das Vorhandensein von Erlebnisformen und Bereitschaften, die sich im Fluß der ständig wechselnden Vorgänge und Zustände als verhältnismäßig konstant erweisen".

Im folgenden das Beispiel eines Typus nach Lersch: "Der Gutmütige hat ein geringes Anspruchsniveau insofern, als alle Strebungen, die gerichtet sind auf materielles Wohlergehen ... so wenig ausgeprägt oder wirksam sind, daß eher der Gutmütige sich in der natürlichen Rivalität der Menschen ... alles gefallen läßt: er läßt sich leicht einen Besitz streitig machen, ... er nimmt selten etwas übel, worauf andere mit besonderer Empfindlichkeit ihres Geltungsanspruchs reagieren [...]" Lersch (1951).

Wie kommt es, daß der Name Lersch kaum mehr in einem der Lehrbücher der Persönlichkeitspsychologie erwähnt wird? Während Kollegen von Lersch emigrieren mußten, weil sie jüdischen Glaubens waren oder politisch auffielen, gehörte Lersch zu denjenigen, die 1933 das „Bekenntnis der Professoren an den deutschen Hochschulen und Universitäten zu Adolf Hitler und dem nationalsozialistischen Staat“ unterzeichneten (für eine ausführliche Kritik s.a. Weber, 1993). Eine 1941 gehaltene Rede zum Thema Erziehung und erbbiologischer Auslese führte nach 1945 zu einem Spruchkammerverfahren gegen Lersch. Die Spruchkammer verurteilte ihn 1948 als „Mitläufer“. Lersch berief sich in seinem Widerspruch darauf, „offenen Widerstand“ gegen nationalsozialistische Ansichten in der Psychologie geleistet zu haben. Lersch war nicht in der NSDAP; er unterstützte jedoch Hitler öffentlich. Sein Werk „Aufbau des Charakters“ und seine Rede in der Zeit des faschistischen Terrors lassen eine positive Bezugnahme zum damaligen „Zeitgeist“ und zu Teilen der faschistischen Ideologie erkennen (vgl. Weber, 1993).

Eine allgemeine Kritik der Charakterologien bezieht sich auf folgende Aspekte: Vernachlässigung von Situationsfaktoren, Überbetonung von Personenfaktoren und Dispositionen; Spekulationen, Deutungen und Interpretationen; geringe empirische Absicherung; Anfälligkeit der Methode gegenüber Beobachtungsfehlern oder Vorurteilen des Beobachters. Mangelnde Entwicklung einer psychologischen Diagnostik, keine adäquate Basis für angewandte Psychologie/ Psychotherapie usw.

Die Charakterlehre von Robert Heiß, der den Freiburger Lehrstuhl für Psychologie und Philosophie 1943-1961 innehatte, war durch eine dialektisch-philosophische Perspektive geprägt. Heiß wurde am 22.5.1943 berufen. Er war zuvor a.o. Professor für Philosophie und Leiter des Instituts für experimentelle Psychologie in Köln. 1939-1942 war er als Luftwaffen-Psychologe in der Eignungsdiagnostik tätig. In seiner Dissertation und Habilitation beschäftigte er sich mit Logik und Dialektik. Seine erste psychologische Publikation war das 1936 erschienene Buch „Lehre vom Charakter“. 1944 wurde das Freiburger „Institut für Psychologie und Charakterologie“ gegründet. Heiß hielt u.a. Vorlesungen zu den folgenden Themenbereichen: Allgemeine Psychologie, Graphologie-Übungen, Testmethoden und Gutachterseminare. Heiß wollte in seinen Arbeiten sowohl die nomothetische als auch die idiographische Tradition gelten lassen. In seinen philosophisch geprägten Vorlesungen zur Persönlichkeitspsychologie stand die „Person als Prozeß“ im Vordergrund.

In einem Kongreßreferat formulierte Heiß (1947) einen neuen Ansatz der Persönlichkeitspsychologie. Seine Kritik an der Charakterologie der damaligen Zeit bezog sich auf die *Annahme konstanter Wesenseigenschaften*. Die Fluktuation von Eigenschaften das "Erfassen der Grundrhythmen, des Spielraums, der Eigenart der Abfolgen und nicht das bloße Festlegen von Eigenschaften sei ein wesentliches diagnostisches Ziel" (Heiß, 1948). Es sei daher Aufgabe der verlaufsanalytischen Persönlichkeitsdiagnostik, charakteristische Verlaufsgestalten herauszuarbeiten. Verlaufsgestalten würden Rückschlüsse auf grundlegende Regulationsvorgänge erlauben, die das Zusammenspiel der Verhaltensdispositionen bestimmen (Heiß, 1947, 1964). Zu den seinerzeit bevorzugten Verfahren zählten projektive Techniken, etwa der Rorschach-Test, weil eine Serie der Schreibakte bzw. die Serie der Klecksbilder einen wichtigen Entfaltungsspielraum für Verlaufsgestalten und typische Wechselmerkmale bieten. Sowohl Heiß als auch später Cattell sahen in der Variabilität von Meßwerten einer Zeitreihe nicht nur experimentell bedingte Verzerrungen und Meßfehler, sondern *eine diagnostisch bedeutsame Varianzquelle* (Fahrenberg, 1968). Insgesamt läßt sich der Beitrag von Heiß durch die These kennzeichnen, daß eine Theorie der Persönlichkeit nicht nur eine Theorie der konstanten Eigenschaften, sondern zugleich eine Theorie der Regulationsprozesse sein muß (Fahrenberg, 1968). Die Beiträge von Heiß waren somit wichtige Vorläufer der psychologischen Verlaufsforschung und Zeitreihenanalyse. Heiß wurde 1971 emeritiert und starb 1974.

## 7.2 Theorien zur Bedürfnis- und Motivklassifikation

*Bedürfnistheorien* entstammen ursprünglich einem eher mechanischen Menschenbild. Es wurden *Regelkreise* mit Sollwerten, Stellgliedern und Soll-Ist-Vergleichen postuliert. Verhalten diene in diesen Theorien dazu, Defizite abzubauen, d.h. den Ist-Wert eines inneren Zustandes wieder an den Soll-Wert anzugleichen. Das Vorhandensein von Bedürfnissen wurde aus dem Verhalten geschlossen (Gefahr von Zirkelschlüssen!) oder aus projektiven Tests erschlossen.

Nach *Murray* bestehen Persönlichkeitsunterschiede hinsichtlich der Ausprägung von langdauernden *internen Bedürfnisstrukturen* (sog. *needs*). Diese Strukturen bestimmen die Auswahl von Verhaltensweisen. Gleichzeitig wirken auf die internen Motivationssysteme bestimmte *externe Umweltsanforderungen* (*press*) ein. Bedürfnisse und Situationsvariablen verändern sich von Situation zu Situation. Diese überdauernden Bedürfnisstrukturen bestimmen die Struktur der Persönlichkeit. Zur Erschließung der internen Bedürfnisstrukturen entwarf Murray ein *projektives Testverfahren*: den *Thematischen Apperzeptionstest* (*TAT*). Hierbei werden den Probanden/innen Bilder mit Anreizcharakter (Aufforderungscharakter) vorgelegt, zu denen sie eine „möglichst dramatische Geschichte“ erfinden sollen. Der Anreizcharakter der Bilder zielt auf bestimmte, von Murray beschriebene latente Bedürfnisse ab. Die Geschichten der Probanden/innen werden anschließend inhaltsanalytisch ausgewertet. Kritisch bei diesem Verfahren ist - neben der *geringen Retestreliaibilität* - anzumerken, daß vermutlich eher eine *Sensibilität* gegenüber dem *Thema* des Bildes „erfaßt“ wird als die vorhandene Verhaltensbereitschaft aufgrund von Motiven.

Eine weitere, relativ bekannte Taxonomie von Bedürfnissen stammt von *Maslow*. Er postulierte eine *fünfstufige Bedürfnishierarchie* vor: Physiologische Bedürfnisse, Sicherheit, soziale Bindungen, Selbstachtung und Selbstverwirklichung. Mit zunehmendem Alter der Menschen sollten die ersten Bedürfnisse an Stärke ab und die späteren ebenso zunehmen. Außerdem sollten Mängel auf den unteren Hierarchieebenen stärker motivierend wirken als auf den oberen Ebenen.

## 7.3 Theorien zu Handlungseigenschaften

Im Rahmen von Theorien zu Handlungseigenschaften werden Persönlichkeitstheorien behandelt, die in direktem Zusammenhang mit absichtlichem Handeln stehen. Im Mittelpunkt stehen Konzepte wie Motive, Bedürfnisse, Handlungsüberzeugungen und Kontrollüberzeugungen. *Bedürfnisse und Motive* beziehen sich auf das *Verhaltensziel*. Die *Handlungsüberzeugungen* lassen sich in drei Klassen aufteilen: *Erwartungsstile* (Erwartungs- \* Wert-Theorien; vgl. Motivationstheorien in der Allgemeine n Psychologie II), *Handlungskontrollstile* (Lage- vs. Handlungsorientierung) und *Attributionsstile* (Be-

wertungstendenzen der Handlungsergebnisse). Als *Kontrollüberzeugung* werden konstante Tendenzen der a priori *Zuschreibung von Verantwortung* für die Handlungsergebnisse bezeichnet.

Die Erwartungsstile und die Handlungskontrollstile werden in der Allgemeinen Psychologie II näher behandelt (siehe auch Asendorpf 1996, Kap. 4.5 und 4.6). Unter *Attributionsstilen* versteht man die *nachträgliche Bewertung* von Handlungsergebnissen hinsichtlich ihrer Ursachen. Diese Bewertungen können konsistent erfolgen oder situativ unterschiedlich sein. Personen zeigen bestimmte Muster, nach denen sie Erfolge oder Mißerfolge sich selbst oder den äußeren Umständen zuschreiben. Sind die Zuschreibungsstile schon bedeutsam, *bevor* überhaupt ein *Verhalten* gezeigt wird, so spricht man von *Kontrollüberzeugungen*. Hier sind besonders die Tendenzen des internalen vs. des externalen 'locus of control' nach Rotter, bzw. die Erweiterung dieses Ansatzes im IPC nach Krampen erwähnenswert, da sie in der Forschung heute noch häufiger angewendet werden. Beim *IPC* handelt es sich um einen Fragebogen, durch den aufgeklärt werden soll, ob internale Ursachen, mächtige Personen (powerful others) oder der Zufall (chance) für das zu erwartende Ergebnis verantwortlich gemacht werden.

#### 7.4 Selbsttheoretische Ansätze und Personale Konstrukttheorie

Eine bekannte ältere Theorie ist der selbsttheoretische Ansatz von Carl R. Rogers, der in einem der folgenden Kapitel ausführlich behandelt wird. Rogers versuchte, anhand vereinfachend oft "phänomenologische" genannten Daten eine ganzheitliche Theorie der Persönlichkeit zu entwickeln. Rogers Theorie hat sich im Grenzbereich von Psychotherapie und Persönlichkeitspsychologie entwickelt und befaßte sich mit individuellen Differenzen und der Gesamtpersönlichkeit des Individuums.

Ein weiterer Ansatz hat sich mit der Erfassung von persönlichen Konstrukten („*personal constructs*“) befaßt, durch die Individuen ihre Persönlichkeit charakterisieren. Kelly (1955) hat die Vorstellungen, die das Individuum von sich selbst und seiner Umwelt entwickelt, als *persönliche Konstrukte* bezeichnet. Jede Person ist sein eigener „Wissenschaftler“: Jeder Mensch hat das Bedürfnis, Ereignisse vorherzusagen und ihre Auswirkungen zu kontrollieren. Wesentliche Annahmen der personalen Konstrukttheorie nach Kelly (1955) sind die folgenden:

- Konstrukte sind bipolar und dichotom: Ein Konstrukt hat zwei Pole: einen „*emergent pole*“ (d.h. das Ende des Konstrukts, das angewendet wird) und einen „*implicit pole*“ (das gegensätzliche Ende des Konstrukts, welches auf die momentane Situation nicht angewendet werden kann). Abstufungen entstehen durch miteinander verbundene Konstrukte.
- „*Range of convenience*“: derjenige Bereich, auf den sich ein Konstrukt anwenden läßt.
- „*Permeability*“: Ein Konstrukt ist permeabel, wenn es auch auf neu auftretende Ereignisse angewendet werden kann (d.h. Erweiterung des „*Range of convenience*“).
- „*Focus of convenience*“: Bereich, in welchem ein Konstrukt die beste Vorhersage erlaubt.
- „*Definition*“ und „*Extension*“: Die Konstrukte einer Person können sich im Laufe der Zeit auf unterschiedliche Art und Weise verändern bzw. weiterentwickeln. Wird ein Konstrukt sehr oft und immer auf ähnliche Situationen mit Erfolg angewendet, dann wird es präziser (Kelly: „*definition*“ eines Konstrukts). Dagegen meint „*extension*“ eines Konstrukts den Sachverhalt, daß ein Konstrukt zur Vorhersage eines Ereignisses herangezogen wird, für welches es noch nie verwendet wurde.
- Organisation der Konstrukte: Konstrukte sind hierarchisch organisiert, wobei sich die Hierarchie ändern kann.
- Personale Konstrukte: Jeder Mensch hat ein eigenes, einzigartiges System von Konstrukten. Personen sind sich dann ähnlich, wenn das System ihrer Konstrukte ähnlich ist.
- „Rep Test“ (*Role Construct Repertory Test*): Im Rep Test wird angenommen, daß die aufgelisteten Personen die wichtigsten Rollen im Leben des Probanden repräsentieren. Es wird vorausgesetzt, daß die verbalisierten Konstrukte diejenigen sind, mit der diese Person „ihre Welt konstruiert“. Mit dem Rep Test können lediglich die momentan repräsentierten Konstrukte erfaßt werden.
- Ausgehend von der Annahme, daß Probleme bei der Interpretation oder Vorhersage von Ereignissen Unsicherheit und Hilflosigkeit verursachen, soll die „*fixed role therapy*“ eine Weiterentwicklung oder Veränderung des Konstruktsystems ermöglichen und somit die Vorhersage von Ereignissen verbessern. „*Fixed Role Therapy*“: Der Klient „spielt“ dabei eine Rolle, die zum Teil seine positiven und erwünschten Eigenschaften, die ihm unerreichbar erscheinen, beinhaltet.

Die u.a. von Fransella & Bannister (1977) weiterentwickelte *Repertory Grid Technik* stellt somit ein idiographisches Verfahren dar, das z.B. der Lokalisierung von Bezugspersonen oder Rollenträgern in Konstrukträumen dient. Hierbei benennt der Proband zunächst einige wichtige Personen oder Rollenträger. Häufig werden Rollenträger aber auch vorgegeben, nur die Inhalte werden vom Probanden ausgefüllt (z.B. "mein bester Freund"). Diese Aspekte werden als "Elemente" bezeichnet. Zu ihrer Kennzeichnung werden bipolare Eigenschaften (= Konstrukte) formuliert. Diese werden oft durch Triadenvergleichen von Elementen gewonnen. Im nächsten Schritt werden dann alle Elemente hinsichtlich aller Konstrukte beurteilt. Es ergibt sich eine Matrix, die durch statistische Verfahren wie Hauptkomponentenanalyse, Clusteranalyse verarbeitet werden kann. In den daraus resultierenden

Konstruktträumen lassen sich die wichtigsten Bezugspersonen lokalisieren. Die Rep Grid Technik ist somit ein idiographisches Verfahren, da das Individuum seine Beurteilungsvariablen selbst konstruiert. Vorgehensweise: (a) Rollenträger werden vorgegeben oder ausgewählt; (b) Ähnlichkeitsvergleiche der Elemente werden durchgeführt, hieraus ergeben sich die Konstrukte; (c) die Gegenpole der Konstrukte werden ermittelt; (d) Rating der Elemente auf den bipolaren Konstrukt-Skalen (z.B. „Worin sind sich Person x und y ähnlich/unterschiedlich?“; bipolare Konstrukte: "selbstzufrieden - an sich zweifelnd", "freundlich - unangenehm", "extravertiert - gesellig", "introvertiert - zurückgezogen" etc.).

Statistische Vergleiche zwischen Personen sind jedoch nur auf Umwegen oder über abgeleitete Maße möglich. Anhand der Anzahl der Hauptkomponenten oder des Varianzanteils, der durch die erste Komponente erklärt wird, lassen sich z.B. Maße für kognitive "Komplexität" abschätzen.

Ein Vorteil von Kellys Ansatz besteht darin, daß die individuellen Wahrnehmungs- und Begriffssysteme eines Menschen erfaßt werden können. Strukturmerkmale können auch über Personen hinweg verglichen werden. Nachteile sind zweifellos die Abhängigkeit der Ergebnisse vom sprachlichen Verständnis. Emotionen und andere präverbale Konstrukte sind durch diese Methode wohl kaum angemessen erfassbar. Die Grundlagen des Handelns eines Individuums werden nicht geklärt (welches Konstrukt leistet die beste Vorhersage?).

## 7.5 Psychoanalytische Theorien

### 7.5.1 Sigmund Freud

Freud wurde am 6.5.1856 in Freiberg/Mähren geboren. Er studierte Medizin und entwickelte Interesse an der Lehre Darwins; Assistent am physiologischen Laboratorium von Ernst Brücke in Wien 1876-1882; Wechsel ans allgemeine Krankenhaus. Studium bei Charcot in Paris. Gemeinsam mit dem Arzt Josef Breuer: „Studien über die Hysterie“ (1895). Zu den Hauptwerken zählt: "Die Traumdeutung" (1900). Freud erkrankte an Krebs und wurde nach 1923 mehrfach operiert. Nach Verhören durch die Wiener Gestapo mußte Freud ins Londoner Exil auswandern; dort starb er 1939. – Bedeutsame Ereignisse in Freuds Leben mit Einfluß auf die Entwicklung seiner Theorien waren die folgenden (vgl. Carver & Scheier, 1993): (1) unterschiedliche Daten über Freuds Geburt: Fehler der Kirchenbehörde oder Verschleierung der Schwangerschaft von Freuds Mutter Amalie (damals 20 Jahre alt) durch Angabe eines späteren Datums? (2) Freuds Vater Jakob - zur Zeit seiner Geburt 40 Jahre alt – war streng und autoritär. Freuds Beziehung zu seiner Mutter war dagegen zeitlebens gut. Manche Autoren glauben, in dieser Familienkonstellation einen ödipalen Konflikt entdecken zu können: eine tiefe Mutterbindung und eine ausgeprägte Ambivalenz zum Vater. Dies könnte sich auch auf die Entwicklung der späteren Theorie zum Ödipuskomplex ausgewirkt haben.

#### *Methoden der Psychoanalyse*

Die „Erkenntnisse“ der Psychoanalyse wurden und werden zu einem großen Teil innerhalb der Therapiesituation gewonnen. Der Nachweis von Wirkungen des Unbewußten ergibt sich aus den bei jedem Menschen möglichen *Fehlleistungen* (z.B. Versprechen, Verschreiben, Gedächtnisversagen), die auf die Verdrängung von unbewußten Inhalten zurückführbar sein sollen. Eine weitere Informationsquelle stellen Phantasien und Träume dar. Die Struktur der Persönlichkeit wird im therapeutischen Prozeß durch *freie Assoziationen, Wiederholen und Durcharbeiten von relevanten Lebenssituationen* offenbar. Informationen werden in der Psychoanalyse nicht direkt vermittelt. Gefühle und Erlebnisse werden vielmehr auf den Analytiker *übertragen*. In der *Gegenübertragung* erlebt dieser eine vorübergehende Identifizierung mit dem Patienten/in. Durch Einfühlung wird nun die unbewußte Erfahrungswelt des Patienten in ein bewußtes Gefühlserleben und Sprache gehoben. Diese sogenannte *Tiefenhermeneutik* schließt die Beobachtung des eigenen Unbewußten durch den Therapeuten ein. In der späteren *neo-analytischen* Tradition wurden zusätzlich auch *Fragebogendaten und Beobachtungsdaten* gewonnen. Weiterhin sind die sog. *projektiven Verfahren* von Bedeutung. Hierbei löst eine Konfrontation mit unstrukturiertem Material den Abwehrmechanismus der Projektion aus (Beispiel: Rorschachtest).

#### *Konzepte der Psychoanalyse: Glossar*

*Abwehrmechanismus*: Unbewußte Verarbeitung von verbotenen, peinlichen oder unlustbetonten Trieben, Erinnerungen, Affekten oder Vorstellungen. Sorgt für den Schutz des ICH vor den Ansprüchen des ES. Formen: Verdrängung, Identifikation, Projektion, Rationalisierung, Reaktionsbildung, Regression, Sublimierung, Transformation, Verleugnung.

*Eigenanalyse, didaktische Analyse*: Durchlaufen einer psychoanalytischen Therapie mit dem Ziel der Vermeidung von Gegenübertragungen.

*Fehlleistungen*: Durch unbewußte Faktoren beeinflusster Abruf von Impulsen (nicht durch Müdigkeit oder Ablenkung verursacht). Unbewußte Fakten sind in einer eigenen Welt eingeschlossen und werden dort festgehalten, aufgrund des Prozesses der Verdrängung und der Zensur. Alles, was am Unbewußten teilhat, zeigt die Tendenz, ans Licht (des Bewußtseins) zu kommen und versucht, die Zensur zu umgehen.

*Freie Assoziationen:* Methode zur Evozierung unbewußter Impulse: Alles, was durch den Kopf geht, soll frei berichtet werden, ohne sich dabei durch absurde, ungebührliche Gedanken abbringen zu lassen.

*Gegenübertragung:* Komplementäre emotionale Reaktion und Einfluß unbewußter Konflikte oder Wünsche des Analytikers.

*Hypnose, posthypnotische Suggestion:* Psychische Faktoren bestimmen Handlungsablauf und bleiben dabei dem Handelnden verborgen.

*Libido:* Freud hat die Libido dem Eros angeeignet, den Lebenstrieb und stellte später (1926) neben den Lebenstrieb eine weitere Grundenergie, die Aggression, in Angleichung zum Todestrieb. Libido und Aggression bilden also die beiden Pole, zwischen denen sich die Dialektik des Gefühlslebens abspielt.

*Narzißmus:* Verliebtheit in die eigene Person, welche die freie Verfügbarkeit der Gefühle anderen Personen gegenüber verhindert. Nur wenn sich die Libido von den unmittelbaren körperlichen Interessen löst, um sich auf die zwischenmenschliche Beziehung zu konzentrieren, gelangt sie zur Reife.

*Psychische Konflikte:* Kräfte und Gegenkräfte: Normales Leben: Durchbruch des Unbewußten im Humor, Sublimierung in Kunstwerken. Bei *psychischen* Störungen führt übermäßige Energie der unbewußten Triebimpulse zu psychoneurotischen Krankheitssymptomen.

*Psychosexuelle Entwicklung:* Entwicklungsstadien, die ein Kind zwischen dem 1. und 6. Lebensjahr durchlaufen soll, und die auch die Erwachsenenpersönlichkeit prägen sollen (s.u.)

*Übertragung:* Wiederbelebung der affektiven Bindungen einer Person an andere Menschen, die in der Kindheit die größte Bedeutung hatten (Mutter, Vater) in der Therapie.

*Das Unbewußte:* In seinem Hauptwerk "Die Traumdeutung" (1900) unternahm Freud den Versuch, das Unbewußte verständlicher zu machen durch Deuten (d.h. Verstehen von Impulsen des Unbewußten). Der Traum wurde als *via regia* zum Unbewußten angesehen, da hier eine Abschwächung der Zensur angenommen wurde.

*Verdrängung:* Erstursache der Verdrängung ist in der Versagung libidinöser Wünsche in der frühen Kindheit zu sehen. Verdrängte Wünsche sind vom Wachstum ausgeschlossen, d.h. sie bleiben primitiv. Da sie aber dennoch einen dynamischen Charakter haben, beeinflussen sie das Verhalten andauernd: Der Erwachsene benimmt sich hinsichtlich dieser Triebe infantil..

*Widerstände:* Widerstände sind verdrängende Kräfte und können u.a. auch durch im unpassenden Moment verabreichte Deutungen verstärkt werden.

#### *Psychosexuelle Entwicklungsphasen*

Die Libido soll sich in den verschiedenen Entwicklungsphasen auf unterschiedliche Körperzonen (erogene Zonen) richten. Die Lehre der psychosexuellen Entwicklungsphase ist auch heute noch Inhalt medizinischer Fachlexika (vgl. Pschyrembel, 1990, S. 446):

- In der *oralen Phase* (bis 18. Lebensmonat) findet eine Befriedigung primär beim Saugen an der Mutterbrust statt. Bei Erwachsenen tritt eine orale Fixierung als sucht-ähnliche orale Gewohnheit (z.B. Rauchen) auf.
- In der *analen Phase* (18-36. Lebensmonat) entwickelt das Kind Lust am Ausscheiden und Zurückhalten der Exkremente. Die Kontrolle über die Exkremente wird gegen die Eltern eingesetzt und dient der Ausbildung kindlicher Autonomie.
- In der *phallischen Phase* (ab dem 4. Lebensjahr) richtet sich das sexuelle Interesse auf den gegengeschlechtlichen Elternteil; z.B. rivalisiert der Junge mit dem Vater um die Mutter. Die Angst vor der Rache des Vaters wird in Kastrationsängsten erlebt. Diese Konfliktsituation (Ödipus-Konflikt bzw. Elektra-Konflikt) zwischen Triebwünschen und der durch den Vater vertretenen Norm (Inzesttabu) löst sich zwischen dem 5. und 7. Lebensjahr durch Identifizierung mit den Verboten und führt zur Ausbildung von Über-Ich und einer stabilen Geschlechtsidentität. Eine überstarke Bindung an den gegengeschlechtlichen Elternteil kann zu einem Elektra- oder Ödipus-Komplex führen.

In der anschließenden *Latenzphase* kommt es bis zur Pubertät zur generellen Verdrängung sexueller Wünsche. In der *genitalen Phase* (Erwachsenenalter) dominiert der "genitale Lustgewinn" (Pschyrembel, 1990; S. 446). Persönlichkeitseigenschaften die aus Fixierungen in den ersten drei Stadien der psychosexuellen Entwicklung resultieren sollen:

Fixierungen in den ersten drei Stadien der psychosexuellen Entwicklung nach Freud

Stadium	Persönlichkeitsmerkmale
★ <b>Orale Fixierung</b>	Abhängigkeit, Eifersucht, Sarkasmus und verbale Aggressivität
✂ <b>Anale Fixierung</b>	Nach außen gerichtet: grausames, destruktives Verhalten, überordentliches Verhalten
⊙ <b>Phallische Fixierung</b>	<i>Männer:</i> Machohaftes Verhalten, aggressive Sexualität, exzessives Streben nach Macht/Karriere; andererseits auch sexuelles und berufliches Versagen <i>Frauen:</i> verführerisches/Flirt-Verhalten, welches nicht auf sexuelle Interaktionen ausgerichtet ist

### Freuds topographisches Modell der Persönlichkeit (Strukturmodell)

*Psychodynamik* bezeichnet das dynamische Zusammenwirken von Ich, Es und Über-Ich, bzw. vom Bewußtsein und dem Unbewußten. Diese Konzepte werden im modernen med. Fachwörterbuch (Pschyrembel, 1990) wie folgt beschrieben.

*Es:* Psychische Instanz, die den unbewußten Anteil der Psyche repräsentiert und Triebregungen und Wünsche umfaßt, deren Inhalte z.B. im Traum oder Fehlleistungen zum Ausdruck kommen. Das Es existiert bereits bei der Geburt und ist die primäre Quelle psychischer Energie. - Das Es ist somit der Antrieb und die Energiequelle der Persönlichkeit. Es folgt dem Lustprinzip, welches besagt, daß alle Bedürfnisse unmittelbar befriedigt werden sollten. Die Mechanismen zur Reduktion der Bedürfnisspannungen heißen Primärprozesse.

*Ich:* Psychische Instanz, die im Konflikt zwischen Es und Über-Ich sowie den Anforderungen der Außenwelt durch Wahrnehmung, Motorik, Denken oder Abwehrmechanismen vermittelt (sog. Realitätsprinzip). Ausbildung der Ich-Funktionen (sog. Individuation) erfolgt in den Entwicklungsphasen. Sekundärprozess: bezeichnet die angemessene Verwirklichung der Bedürfnisse des Es in der Realität.

*Über-Ich:* Psychische Instanz, die die Gesamtheit der erworbenen Wertvorstellungen, Gebote und Verbote und das Ich-Ideal umfaßt. Als Vertreter moralischer Vorschriften (sog. Zensor entspricht: Gewissen) veranlaßt das Über-Ich das Ich zur Abwehr gegen primitive Triebansprüche aus dem Es. Die Übernahme von Wertvorstellungen heißt *Introjektion*.

### Bewertung psychoanalytischer Theorien

Die Kritik der psychoanalytischen Persönlichkeitstheorien bezieht sich auf folgende Aspekte:

- Empirische Prüfbarkeit: zweideutige Definition von Konstrukten (vgl. Libido, Bewußtsein). Operationale Definitionen der meisten psychoanalytischen Begriffe sind kaum möglich,
- Theoretische Zweideutigkeiten bzgl. Definitionen und theoretischen Vorhersagen.
- Fehlende empirische Belege: Freuds Theorie beruhte hauptsächlich auf Fallstudien (kleine Zahl; subjektiv ausgewählte Fälle; N = 12, vgl. Carver & Scheier, 1993).
- Übertreibungen und Fehlinterpretationen: Verwechslung von Korrelation und Kausalinterpretation (z.B. Kovariation von Abhängigkeiten und oralen Tendenzen in einer frühen Lebensphase), Vermischung von Tatsachen und Schlußfolgerungen.
- Die Schlußfolgerung bzgl. des Ödipuskomplex wurde nicht weiter hinsichtlich ihrer Validität überprüft, sondern floß in die weitere Theoriebildung ein. Auch heute noch ist die empirische Prüfung verschiedener basaler Konzepte der Psychoanalyse nicht vorgesehen.
- Der spezielle Beitrag Freuds liegt im tiefenpsychologischen Zugang (freie Assoziation, Deutungen etc.). Aus heutiger Sicht ist jedoch die geringe (psychomotorische) Qualität der psychoanalytisch geprägter Assessmentmethoden (z.B. projektive Techniken) bemängelt worden (s. Carver & Scheier, 1993).
- Psychoanalytische Therapien: Kontroverse bezüglich der Wirksamkeit und den Zielvorstellungen psychoanalytischer Therapien.  
Als Konsequenz haben die „Neo-Psychoanalytiker“ Freuds Persönlichkeitstheorie erweitert oder geändert. Im wesentlichen können hier die *ich-psychologische* Perspektive und die *psychosozialen* Theorien unterschieden werden, die im folgenden Abschnitt behandelt werden.

## 7.6 Neo-Psychoanalyse

### 7.6.1 Anna Freud, A. Adler, C.G. Jung

*Anna Freud* (1895-1982), wurde als jüngstes Kind ihrer Eltern in Wien geboren, im selben Jahr, als mit Sigmund Freuds und Josef Breuers "Studien über Hysterie" der Grundstein der Psychoanalyse gelegt wurde.

Zwischen Anna und ihrem Vater bestand zeitlebens eine enge Beziehung; besonders in den letzten Lebensjahren beinahe eine Symbiose. Nach der ersten Krebsoperation ihres Vaters wurde Anna zur aufopfernden Pflegerin. In dieser Zeit vertrat sie ihn immer häufiger in der Öffentlichkeit und innerhalb der psychoanalytischen Bewegung. A. Freud war Laienanalytikerin und nie medizinisch ausgebildet worden. In ihrer Rolle als Stellvertreterin Freuds hat sie große Widerstände hervorgerufen. So etwa bei ihrer britischen Konkurrentin, Melanie Klein, im Bereich der Kinderanalyse.

Als *Pionierin der Kinderanalyse* versuchte sie, eine Lücke der Psychoanalyse zu schließen: Was war das für eine Theorie, die vom Frühkindlichen sprach, sich aber um die Entwicklung und Therapie der Kinder nicht kümmerte. Die Ideen A. Freuds hätten bereits früh einen Paradigmenwechsel der PA von einer Theorie des Unbewußten hin zu einer normativen Ich- und Über-Ich-Lehre zur Folge haben können. Im Gegensatz zu Melanie Klein blieb jedoch für A. Freud das Über-Ich beweglicher und gegenüber Umwelteinflüssen offen. Hieraus ergab sich ein vehementes Interesse an sozialpädagogischen und entwicklungspsychologischen Fragen. Aus Freuds Entdeckung nach 1920, daß auch Ich und Über-Ich unbewußte Anteile haben, hat sie die liberaleren Schlußfolgerungen gezogen: Es komme nicht nur auf die Befreiung des Es, sondern auch auf die Befreiung des Ichs von triebfeindlichen und genußunfähigen Anteilen an. A. Freud starb 1982 in London.

*Alfred Adler* (1870-1937), überwarf sich bereits in den Anfangsjahren der psychoanalytischen Theoriebildung mit Freud. Der zentrale Streitpunkt war die Rolle der Sexualität. Nach Adler ist die Persönlichkeit weitgehend durch die soziale Umwelt bestimmt. Die Bedeutung von internen, biologischen Kräften (dem Es) reduzierte sich bei ihm auf ein Minimum. Die universellen Triebe waren hier nur von geringer Bedeutung. Das Verhalten eines Individuums war für Adler eher durch *allgemeine Dispositionen* zu begründen. Diese Dispositionen könnten durch die Gesellschaft verbessert werden. Im Gegensatz zu Freud, der eine *geringe* Kontrolle des Individuums über seine psychischen Prozesse annahm, ging Adler davon aus, daß der Mensch sein Leben und seine Handlungen selbständig planen könne und bewußt nach höchster Selbstachtung strebe. Entsprechend der Adlerschen Theorie sind alle psychischen Prozesse thematisch oder wie ein Schauspiel organisiert. Diese Organisation wird als *Lebensstil* bezeichnet. Sie wird während der ersten Lebensjahre festgelegt, in denen ein fiktives Ziel gesetzt wird. Biologische Faktoren, vergangene Ereignisse und die Selbsteinschätzung des Individuums oder die Wahrnehmung der Umwelt, d.h. das apperzeptive Schema des Individuums, werden durch dieses Ziel bestimmt. Von dem fiktiven Ziel, das sich ein Mensch gesetzt hat, besitzt er nur eine verschwommene Vorstellung. Der unbekannte Teil des Ziels repräsentiert den unbewußten Bereich der Persönlichkeit. Das Unbewußte ist damit keine besondere Wesenseinheit der Persönlichkeit. Es ist nur derjenige Teil der Bemühungen, den das Individuum selbst nicht versteht. Adler behauptete, daß *erstgeborene Kinder* von der Familie mit wesentlich größerer Aufmerksamkeit versorgt werden. Die Geburt eines weiteren Kindes kann zu einem Verlust an Aufmerksamkeit und Macht führen, der als erhebliche Belastung empfunden wird. Dieser Effekt soll von dem Alter bei der Geburt des Geschwisters abhängen. *Zweitgeborene Kinder* treten dagegen in eine fertige Familiensituation ein, wo bereits der Rivale existiert. Da sie noch keine Machtposition eingenommen haben, wie etwa der Erstgeborene, sollen sie weniger empfindlich auf Machtthemen reagieren. Da der Zweitgeborene immer etwas hinter dem Erstgeborenen zurückbleiben wird, soll hieraus ein *Minderwertigkeitsgefühl* resultieren. Nach Adler treten Minderwertigkeitsgefühle während des Lebens in Abwechslung mit dem Streben nach *Superiorität* auf. Ein Minderwertigkeitskomplex ist gegeben, wenn diese Gefühle so stark werden, daß das Superioritätsstreben nicht mehr möglich ist.

*Carl Gustav Jung* (1875-1961) begründete die Richtung der *Tiefenpsychologie*. Jung war lange Zeit stark von Sigmund Freud beeinflusst. Aus der Psychoanalyse übernahm er die Unterscheidung von Bewußtsein und Unbewußtem, die Annahme eines Ichs als vermittelnder Instanz und der Libido als psychische Energiequelle. Im Detail unterscheiden sich die Konzepte aber deutlich. Die libidinöse Energie wird nicht als sexuelle Triebregung verstanden, sondern als *allgemeine psychische Energie*, die bei großer Intensität Willen und Emotion, bei geringer Intensität Einstellungen und Interessen steuert. Die Psyche ist ein selbstregulierendes System. Krankheitssymptome entstehen als Folge der Blockierung dieser Energie. Das Unbewußte wird unterteilt in ein *persönliches Unbewußtes* und ein *kollektives Unbewußtes*. Das persönliche Unbewußte enthält - wie schon in der Psychoanalyse - vor allem verdrängte und unterdrückte Bewußtseinsinhalte. Das kollektive Unbewußte enthält vererbte arttypische Vorstellungen und Verhaltensmuster, die sogenannten Archetypen. Bei den *Archetypen*

handelt es sich um ursprüngliche ererbte Prozesse und Bereitschaften, die sich unter bestimmten Voraussetzungen zu Bildern, Symbolen, Mythen, Märchen und religiösen Ideen konkretisieren. Die individuellen Bemühungen um das Gleichgewicht zwischen den Bedürfnissen des Ichs und den Anforderungen der Umwelt führen zu der Herausbildung einer mehr oder weniger flexiblen Außenfassade, der *Persona*. Unter ungünstigen Voraussetzungen wird die Persona zur einer starren Maske. Die Persona ist für die Außenwelt sichtbar. Hinter dem Ich liegt der "Schatten" mit den abgespaltenen und unterdrückten Anteilen des Ichs. Hinter dem Schatten liegt das Seelenbild; dieses ist der gegengeschlechtliche Archetypus des Ichs. Bei den Männern ist es das Urbild der Frau (*Anima*); bei den Frauen ist es das Urbild des Mannes (*Animus*). Jung formulierte aufgrund seines Modells eine Typologie der Persönlichkeit: im Menschen sollen anhand von vier Funktionen unterscheidbar sein: *Denken, Fühlen, Empfinden* und *Intuition*. Weiterhin geht auf Jung die Unterscheidung von *Extravertierten* und *Introvertierten* zurück. Wie bei Freud wird die Struktur der Psyche durch die Energie der Libido belebt. Sie belebt den Willen, die Emotionen und Handlungsfähigkeit. Die Teile der Psyche bilden sich in einem Entwicklungsprozeß, durch eine innere Differenzierung. Jung nennt diese Differenzierung *Individuation*. Nur der individuierte Mensch kann eine echte Beziehung zum anderen aufnehmen. In der ausgereiften Psyche kann das *Selbst* aufsteigen, das ein Kernstück bei der Integration der Psyche darstellt. Das Selbst versöhnt die verschiedenen Gesichter von Geist und Seele; es steht für die Totalität der Psyche.

### 7.6.2 Ich-psychologische Ansätze

Die Entwicklung der Ich-Psychologie hatte bereits vor Freuds Tod begonnen. Es handelt sich um eine psychodynamische Perspektive, in der den Ich-Funktionen ein größerer Stellenwert zugemessen wurde. Nach Ansicht Freuds war es die Aufgabe des Ichs, zwischen dem Es, dem Über-Ich und der externen Realität zu vermitteln. Aus Sichtweise der Ich-Psychologen hat das Ich jedoch noch weitere Funktionen. So soll es bei der Anpassung an Umweltbedingungen beteiligt sein; unabhängig vom Es soll das Ich über eigene Energiequellen verfügen.

*Heinz Hartmann* (1958) schlug vor, daß das Ich zwei Funktionen besitzt. Einerseits *reduziere* es die *Spannung* zwischen dem Es und dem Über-Ich und zwischen dem Es und der externen Realität, so wie Freud es bereits behauptet hatte. Andererseits seien die kognitiven Prozesse des Ichs geeignet, um eine Person besser an die Umwelt anzupassen. Die Konfliktbeseitigung finde in zwei Persönlichkeitsbereichen statt: im *Konfliktbereich* und einem *konfliktfreien* Bereich. Innerhalb des Konfliktbereiches versuche nun das Ich, die Bedürfnisse des Es zu befriedigen. Andererseits entwickelt sich der Rest des Ichs unabhängig und entfaltet innerhalb des konfliktfreien Bereichs seine eigenen Aktivitäten. Der konfliktfreie Bereich wurde von ihm und anderen Ich-Psychologen ausführlich untersucht. Insbesondere war Hartmann an der Funktion des Ichs in Anpassungsprozessen interessiert. Er untersuchte, wie Menschen ihre *Impulse kontrollieren*, diese modifizieren und in angemessene Handlungen überführen. Nach Hartmann existiert das Ich unabhängig vom Es; dies ist das Prinzip der sogenannten *primären Ich-Autonomie*. Demnach stellen Ich-Prozesse, z.B. Denken, Planen, Informationen integrieren, Problemlösen usw., *eigene* Bedürfnisse des Ichs dar. Ein weiteres Prinzip nach Hartmann ist die *sekundäre Ich-Autonomie* oder funktionale Autonomie des Ichs. Ein Verhalten kann *funktional autonom* werden, wenn es weiter praktiziert wird, obwohl der ursprüngliche Grund dafür längst weggefallen ist (Beispiel: Diät fortführen, obwohl Idealgewicht erreicht ist).

Eine weitere neo-analytische Richtung, die „psychosozialen“ analytischen bzw. kulturanthropologisch-ethnologischen Theorien, betonten ergänzend zu den internen Verarbeitungsmechanismen der Persönlichkeit auch soziale Aspekte.

*Erik Erikson* (geb. 1902), vor US-Einbürgerung Erik Homburger, absolvierte eine Kunstausbildung, und unterrichtete in Wien Kinder von Freuds Patienten und Freunden. Dadurch lernte er eine Reihe von Psychoanalytikern kennen. Mit Anna Freud durchlief er eine Psychoanalyse-Ausbildung. In den Vereinigten Staaten arbeitete er als Kinderanalytiker. Weiterhin arbeitete er mit Henry Murray zusammen. Erikson erweiterte Freuds Werk um eine soziale Dimension.

Wichtig ist Eriksons Konzept der *Ich-Identität*: Dieser Begriff bezeichnet das wachsende Vertrauen, daß die eigene innere Stabilität und Kontinuität in Übereinstimmung steht mit dem Bild, das sich die anderen von der eigenen Person machen. Eriksons *Modell des menschlichen Lebenszyklus* ist recht differenziert: "Jede Stufe erlebt während der angegebenen Phase ihren Anstieg, tritt in ihre *Krise* und findet ihre dauerhafte *Lösung*": (1) Die erste Krise sieht Erikson im Erwerb von *Urvertrauen* oder *Urmißtrauen*. Der Erwerb des Urvertrauens ist nach Erikson "der Eckpfeiler einer gesunden Persönlichkeit". Hier faßt das Kind Vertrauen zu den gleichbleibenden und verlässlichen Bezugspersonen. (2) Als nächstes entwickelt sich zwischen dem ersten und dritten Lebensjahr die *Ausscheidungs- oder anale* Phase, in der das Kind lernt, das *körperliche* System ungefähr im *Gleichgewicht* zu halten: Zurückhalten und Loslassen, Verkrampfung und Entspannung. (3) Aus diesem Gleichgewicht oder Mangel daran entwickelt sich die Krise der *Autonomie vs. Scham und Zweifel*. In dieser Phase können Kinder leicht lernen, daß Körperfunktionen mit Schmutz und Schlechtheit verbunden sind. Diese Vor-

stellungen können in neurotischen Zwängen münden, wie etwa Reinigungsrituale, zwanghafte Ordnungsliebe etc. (4) Mit vier oder fünf Jahren gerät das Kind in die Krise *"Initiative vs. Schuldgefühl"*. Die Gefahr besteht hier darin, daß sich geheime Phantasien entwickeln, wenn die Initiative des Kindes unterbunden wird (z.B. eine ödipale Bindung an die Mutter). In dieser Phase soll das Kind seiner Initiative freien Lauf lassen können. (5) In der vierten Phase, *Leistung vs. Minderwertigkeitsgefühl*, entdeckt das Kind die Welt des systematischen Lernens. Hier müssen große Energien für den Kampf gegen die Unterlegenheit und Unzulänglichkeit aufgewendet werden. Spielen und formale Ausbildung ergänzen sich hier. Täglich muß gegen Unzulänglichkeiten angekämpft werden. (6) Die größte Prüfung für die Ich-Identität ist die Jugend, wo es um den Kampf zwischen *Identitätsfindung und Rollenkonfusion* geht. (7) Durch die körperliche Veränderung in der Pubertät werden die *"Anarchie der Triebe"* mit der *"Selbstherrschaft des Gewissens"* konfrontiert. Idole und Ideale, sowie der Druck der sozialen Bezugsgruppen zur Konformität können diesen Konflikt noch vertiefen. Der verzweifelte Versuch, Identität zu erhalten, äußert sich nach Meinung Eriksons in pathologischen Zuständen wie Rassismus, Sexismus etc. (8) Weitere Krisen sind *Intimität und Zurückhaltung vs. Selbstvertiefung*. (9) Ein wichtiger weiterer Konflikt besteht zwischen *zeugender Fähigkeit gegen Stagnation*. Die zeugende Fähigkeit ist die Sorge, die sich beim Aufbau und der Führung der nächsten Generation zeigt. Im Generationenkomplex wird hier der Ödipuskomplex überwunden. (10) Die letzte Krise besteht in *Integrität vs. Scham und Verzweiflung*. Das Ideal der Ich-Integrität, die dadurch zustande kommt, daß während des gesamten Lebens Einzelteile gesammelt wurden, eine Struktur auf die andere aufgebaut wurde, um die Kontinuität des Ichs zu fördern. Bei Erreichung der Integrität kann die Sinnfrage des Lebens beantwortet werden (vgl. auch Abschnitt Biographik).

*Karen Horney* (1937, 1945) prägte den Begriff der Urangst, einem Gefühl, von seinen Eltern verlassen und in einer feindlichen Welt alleine und hilflos zurückgelassen zu werden. Horney glaubte, daß diese Urangst reduziert wird, wenn Kinder in einer Atmosphäre der Sicherheit, des Vertrauens, der Liebe, der Wärme und Toleranz aufwachsen. Nach Horney entwickeln Kinder verschiedene Bewältigungsstrategien: (1) Die erste Möglichkeit ist eine übertriebene *Ablehnung oder Abwendung von Personen*, die unsichere Bindungsmuster vermitteln. (2) Eine zweite Strategie ist *übertriebene Unterwürfigkeit*. (3) Eine dritte Möglichkeit ist ein unangemessen *übertriebenes Selbstkonzept*, mit dem die Unsicherheitsgefühle ausgeglichen werden sollen. Die Urängste können zu einem Teufelskreis werden, wenn keine geeigneten Strategien zur Bewältigung der fehlenden Zuwendung existieren. Horney hat darüber hinaus Freuds Sicht der Frau kritisiert: nach Freud waren die weiblichen Lebenserfahrungen durch den Penisneid geprägt. Frauen fühlten sich nach dieser Meinung kastriert und minderwertig; daher beneiden sie oder lehnen Männer ab. Horney betonte dagegen die „Freuden der Mutterschaft“, der Männer keine entsprechenden Erfahrungen gegenüber setzen könnten. Da Männer in der damaligen Zeit nur eine unbedeutende Rolle bei der Kindererziehung spielten, glaubte Horney, daß dies wiederum zu einem tiefen Minderwertigkeitsgefühl bei Männern führen müsse. Dieses Gefühl müßten Männer durch Leistung im Beruf kompensieren. Horney argumentierte, daß weibliche Minderwertigkeitsgefühle nicht aus dem Penisneid entstünden, sondern durch kulturelle Zusammenhang geprägt werden. Horney hat somit *Positionen des modernen Feminismus* formuliert.

*Erich Fromm* absolvierte in Berlin eine Ausbildung zum Psychoanalytiker und am „Frankfurter Institut“ zum Sozialpsychologen. Er floh vor den Nationalsozialisten nach Amerika und veröffentlichte dort 1941 sein erstes Buch „Die Furcht vor der Freiheit“; dies war der Versuch einer ersten größeren psychologischen Erklärung des Faschismus.

Fromm war ein *Ich-Psychologe* und *marxistischer Humanist*. Er hat bereits früh die Wertfreiheit der Sozialwissenschaften verworfen. Fromm beginnt mit dem *Konzept des Widerspruchs*. Der Mensch ist Teil der Natur, transzendiert aber die Natur auch in Kultur, Sprache und Symbolbildung. Nach Fromm haben Menschen die Wahl zwischen dem aktiven Geben und Ausschöpfen des eigenen Potentials oder dem überwiegenden Empfangen, Nehmen, Horten und Vermarkten der Waren unseres Gesellschafts-systems. Wenn Menschen aus den Dimensionen *Narzißmus versus Nächstenliebe* und *Mutterfixierung versus Unabhängigkeit* wachsen, dann ist das, was in der Kindheit für Getrenntheit sorgte (*Narzißmus*), im reifen Erwachsenenalter verantwortlich für die Beziehung (*Liebe*). Das, was in der Kindheit die Beziehung förderte (*Symbiose*) gewährleistet im reifen Alter die Loslösung (*Freiheit*).

Fromm unterschied *zwei Charaktertypen*: Die aktive produktive Persönlichkeit und die passive, nicht produktive Persönlichkeit. (1) Unter „*Produktiv*“ versteht Fromm eine kreative Persönlichkeit, die zur Synthese fähig ist. Diese Persönlichkeit zeichnet sich durch kreative Objektbeziehungen, eine verantwortliche Beziehungen zu anderen Personen, sowie durch Fürsorge und Achtung anderer Menschen aus (vgl. genitale Persönlichkeit nach Freud). (2) Die „*nicht-produktive*“ Persönlichkeit hat Objektbeziehungen, die rezeptiv, ausbeuterisch, hortend etc. sind. Die Beziehungen zu Personen sind geprägt durch masochistische Loyalität, sadistische Autorität oder destruktive Selbstbehauptung (dies entspricht der prägenitalen, d.h. analen, oralen oder phallischen Persönlichkeit nach Freud).

Am bekanntesten ist Fromm durch seine Kritik der westlichen Gesellschaft geworden. Er glaubt nicht wie Freud, daß Erziehungspraktiken den sozialen Charakter formen. Vielmehr ist es die Gesellschaft, die sich dafür entscheidet, auf eine bestimmte Art und Weise zu funktionieren und so die Eltern zu beeinflussen, ihre Kinder in entsprechender Weise zu erziehen. Unsere moderne Gesellschaft soll so zunächst den „rezeptiven Charakter“ gefördert haben, d.h. Persönlichkeiten, die gegenüber von außen kommenden Anweisungen eine geradezu masochistische Loyalität zeigen (wie z.B. auch im Calvinismus und frühen Puritanismus). Später soll sich der „ausbeuterische Charakter“, der Werte als etwas externes betrachtet und andere Menschen ausbeutet, entwickelt haben. Als drittes gebe es den „hortenden Charakter“, der darauf versessen sei, Werte fest- und zurückzuhalten. Schließlich habe uns der moderne Konsumkapitalismus den „Marketingcharakter“ mit einer Ethik der gleichgültigen Fairneß gebracht.

#### *Bewertung und Probleme des neoanalytischen Ansatzes*

Zahlreiche neoanalytische Autoren haben einzelne Aspekte der Freudschen Theorie weiter entfaltet. Es wird jedoch deutlich, daß sie sich stets der psychoanalytischen Tradition verpflichtet sahen. Sie haben sich daher auch kaum mit Theorien *außerhalb* der Psychoanalyse befaßt. Dies mag wenigstens zum Teil auch auf *berufsständische Hintergründe* zurückzuführen sein: Die meisten Psychoanalytiker waren Mediziner, während sich Psychologen in anderen Bereichen betätigt haben. Dies führte zu einer relativen *Isolation der neoanalytischen Ideen* von anderen psychologischen Theorien.

## 7.7 Faktorenanalytische Modelle der Persönlichkeitsbeschreibung

Bedeutende Autoren waren *J.P. Guilford* (1897-19), der in Nebraska und der University of Southern California lehrte, *R.B. Cattell*, (geb. 1905-19), der an der Urbana University in Champagne, Illinois, lehrte, sowie *H.J. Eysenck* (1916-1997), der von Berlin nach England emigrierte und Professor für Psychologie und Direktor des Maudsley Hospitals in London war. Gemeinsames Ziel dieser Autoren war es, die Persönlichkeit in ihrer Gesamtheit zu beschreiben. Neben der Darstellung von Eigenschaften und Verhaltensbereichen versuchten sie, die *Gesamtstruktur* und *wechselseitige Abhängigkeit* der Beschreibungsdimensionen zu untersuchen. Faktorenanalytisch orientierte Theorien waren noch weitgehend unerschlossen und entfalteten sich in Abhängigkeit von der *Methodenentwicklung*. Auch aufgrund der Einführung *moderner Computeranlagen* haben sich die Datenanalysekonzepte entscheidend weiterentwickelt. In der Reihenfolge Thurstone - Guilford - Cattell - Eysenck wurden in zunehmendem Maß nicht nur Beobachtungsdaten aus Tests und Ratings verwendet, sondern auch Überlegungen zu den *neurobiologischen Grundlagen* und der Erbllichkeit von Persönlichkeitsmerkmalen angestellt.

### 7.7.1 Guilford

Eigenschaften und Persönlichkeitszüge sind laut Guilford *Abstraktionen relativ konstanter Merkmale*, die eine Unterscheidung von Individuen ermöglichten. Eigenschaften können sieben Persönlichkeitsbereichen (a priori) zugeordnet werden.

- (1) *morphologische Eigenschaften* z.B. Größe, Gewicht und Hautfarbe
- (2) *physiologische Eigenschaften* z.B. dem Pulsschlag oder der Körpertemperatur
- (3) *Bedürfnisse* sind konstante Wünsche nach bestimmten Zuständen, z.B. Aufmerksamkeit
- (4) *Interessen* sind konstante Wünsche nach Betätigung, z.B. Handarbeit, Denken, Unterhaltung
- (5) *Einstellungen* sind gleichbleibende Haltungen und Meinungen, die etwa mit sozialen Sachverhalten zu tun haben
- (6) *Temperamentsdimension* bezieht sich auf die Art und Weise, in der jemand Leistungen vollbringt (Zuversicht, Fröhlichkeit, Impulsivität)
- (7) Im *Leistungsbereich* spricht Guilford von *Eignung*

Guilfords Untersuchungen bezogen sich im wesentlichen auf die Bereiche Temperament und Eignung. Persönlichkeit wird als Hierarchie von Wesenszügen unterschiedlichen Abstraktionsgrades beschrieben. Die hypothetische hierarchische Organisation der Persönlichkeitsstruktur gliedert sich wie folgt: Auf unterster Ebene der Persönlichkeitsstruktur findet sich das Niveau *spezifischer oder konkreter Handlungen*.

Auf der nächsten Abstraktionsebene finden sich konstante *psychische Dispositionen*. Diese bezeichnet Guilford als *Hexis-Niveau*. Die Hexes müssen aus konkreten Verhaltensweisen erschlossen werden, die den Ausgangspunkt für die später durchgeführte Faktorenanalyse bilden. Über dem Hexis-Niveau findet sich das Niveau der *primären Wesenszüge*. Diese Primäreigenschaften werden durch Faktorenanalyse der Hexis-Variablen ermittelt. Über den Primäreigenschaften liegen die *Typen*. Typen sind stark verallgemeinerte Traits, die wiederum durch Faktorenanalyse der Primäreigenschaften ermittelt werden.

### 7.7.2 Cattell

R.B. Cattell (1957, 1965, 1974) hat mit Hilfe faktorenanalytischer Verfahren ein sehr komplexes Beschreibungssystem von Persönlichkeitseigenschaften konstruiert. Er ging mit dem gesamten Instrumentarium multivariater Erhebungstechniken und statistischer Analyseverfahren zu Werke. Die englische Tradition, z.B. die differentielle Psychologie Galtons sowie die faktorenanalytische Tradition Spearmans, dessen Schüler Cattell war, sind nicht zu übersehen. Ebenso wie Guilford verwendete er die Faktorenanalyse als Auswertungsstrategie. Er benutzte jedoch andere Prinzipien der Kommunalitätsschätzung, Faktorenextraktion und Rotation. Im Gegensatz zu Guilford begann Cattell mit *intensiven Datensammlungen* in verschiedenen Variablenbereichen, etwa Verhaltensratings, physiologische Messungen, objektive Tests und Fragebogendaten.

Nach seiner Auffassung waren die einzelnen Faktoren *tatsächliche "Ursache" des Verhaltens*. Zwischen den Ebenen seines Beschreibungssystems soll ein "dynamisches Verstrebungswerk" (dynamic lattice) bestehen, das individuell variieren kann. Die Darstellung der Struktur der Persönlichkeit ist zentrales Anliegen von Cattells Persönlichkeitstheorie. Die grundlegende *Struktureinheit* ist die *Persönlichkeitseigenschaft (trait)* (s.a. Tabelle: 6 primäre Traiteinheiten Cattells).

*Oberflächeneigenschaft (surface traits)* meinen Verhaltenstendenzen, die Verhaltensweisen oberflächlich zusammenfassen. Sie verändern sich häufig und besitzen keine gemeinsame Ursache. Surface traits können mit subjektiven Verfahren erhoben werden. Ein *Grundeigenschaft (source trait)* beschreibt assoziierte Verhaltensweisen, die eine Einheit bilden und auf diese Weise eine unabhängige Persönlichkeitsdimension konstituieren. Source traits werden mit faktorenanalytischen Verfahren abgeleitet.

#### Cattell: 6 primäre Traiteinheiten

	Konstitutionell-dynamische Einheiten	Umweltbezogene Einheiten (z.T. "unbewußt")
<b>Dynamische Modalität</b>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Konstitutionell-dynamische Motivdispositionen                             <ul style="list-style-type: none"> <li>- <b>Ergs</b> (Energieförderer)</li> <li>- <b>Needs</b> (Bedürfnisse)</li> <li>- <b>Drives</b> (Triebe)</li> </ul> </li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Umweltbezogene, erworbene Triebdispositionen                             <ul style="list-style-type: none"> <li>- <b>Einstellungen</b> (<i>attitudes</i>)</li> <li>Neigungen zu bestimmten Objekten, Tätigkeiten, Situationen</li> <li>- <b>Werthaltungen</b> (<i>sentiment</i>)</li> </ul> </li> </ul>
<b>Temperamentsdispositionen</b>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Konstitutionelle, situationsunabhängige Dispositionen</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Situationsbezogene Temperamentstendenzen</li> </ul>
<b>Fähigkeiten</b>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Konstitutionelle kognitive Dispositionen und Fähigkeiten (Intelligenz, Gedächtnis, Musikalität)</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Erworbene Fertigkeiten und Wissen</li> </ul>

#### Datenquellen

*L: Lebensprotokolldaten:* alltägliche Lebenssituation/Schulnoten, Fremdbeurteilungsdaten, Rating von traits wie emotionale Stabilität. Verfahren: Adjektivlisten zur Fremdbeurteilung; Weiterentwicklung der Vorarbeiten von Allport & Odbert. Die endgültige Faktorisierung ergab eine Lösung mit 12 Faktoren. Cattell selbst konnte allerdings nur 9 der ursprünglichen Faktoren replizieren. Andere Autoren fanden nur 7 oder nur 5 Faktoren.

*Q: Questionnaire:* Subjektive Fragebogendaten der Person; Probleme: Antworttendenz, Verfälschung. Entwicklung des 16-PF, der eine weite Verbreitung gefunden hat; allerdings bleiben einige Konstruktionsmerkmale "im Dunkeln". Diverse Dispute über Benennung von Dimensionen, die Replikation der Faktorenstruktur des 16 PF war häufig nicht möglich, nur recht geringe Übereinstimmungen von Fremdbeurteilungen und Selbstbewertungen, die Retest-Reliabilitäten der Primärskalen (*Stabilität der Testwerte*) liegen an der unteren Grenze. Ein deutscher Versuch zur Adaption des 16 PF stammt von Schneewind (1977): 16 Skalen à 12 Items wurden neu gebildet. Verbesserungen waren: geringe Interkorrelationen zwischen Primärskalen und akzeptable Retest-Reliabilität.

*T: Objektive Tests:* Verhaltenssituationen, in der sich die Person eines Zusammenhangs zwischen der Antwort und der zu messenden Eigenschaft nicht bewußt ist. Dies ist ein wichtiger Untersuchungsbe- reich, da gerade L und Q-Daten systematischen Verfälschungstendenzen unterliegen. Dies sind (a) herkömmliche Leistungsprüfverfahren, die aber persönlichkeitspezifisch ausgewertet werden können oder (b) Skalen, die Fehlerquellen aufdecken, wie z.B. soz. Erwünschtheit, Akquieszenz (Tendenz, unabhängig vom Inhalt entweder "ja" oder "stimmt" zu wählen) oder Aggravation und Simulations-tendenzen. Beispiele für objektive Tests (vgl. Amelang & Bartussek, 1997): Messung des Hand-Tremors während Entscheidungssituationen, Pupillendilatation nach einem Schreckreiz, Sorgfalt bei der Einhaltung detaillierter Instruktionen, Häufigkeit des Lachens nach Präsentation von Witzen etc.

Gemeinsame Faktorisierungen der o.g. Datenquellen haben allerdings zu unbefriedigenden Ergebnissen geführt: z.T. nur geringe Korrelationen von korrespondierenden Merkmalen (vgl. auch systematische Verfälschungen von L-, Q-Daten). Positive Aspekte: Entwicklung von neuen faktorenanalytischen Techniken; Verwendung einer Vielzahl von Datenerhebungstechniken; Bemühen um eine kulturunabhängige Perspektive (z.B. Untersuchungen zum Neurotizismusgrad, Extraversion / Angstmustern in verschiedenen Ländern). Allerdings war die Validität der verwendeten Tests unklar; einzelne Forschungsergebnisse wurden zuweilen überbewertet.

### 7.7.3 Weitere faktorenanalytische Ansätze

Costa & McCrae (1985, 1992) führten Fremdbeurteilungen von Personen durch Bekannte und Freunde durch. Als Ergebnis erzielten sie fünf Faktoren („big five“) mit bipolaren Dimensionen, die sich auch in anderen Untersuchungen replizieren ließen. Der ursprüngliche Fragebogen wurde überarbeitet und wird heute in Form des NEO-PI (deutsch NEO-FFI); Borkenau & Ostendorf (Neurotizismus, Extraversion, Openness - Personality Inventory) angeboten. Mehrere Studien zeigten eine hohe Übereinstimmung zwischen Selbst- und Fremdbeurteilungen und eine geringe Übereinstimmung zwischen unterschiedlichen Faktoren. Diese Studien führten zu einem Modell aus fünf breiten Persönlichkeitsfaktoren höherer Ordnung: (1) Extraversion, (2) Verträglichkeit, (3) Gewissenhaftigkeit, (4) Emotionale Stabilität versus Neurotizismus, und (5) Offenheit für neue Erfahrungen.

*Freiburger Persönlichkeitsinventar (FPI-R; Fahrenberg, Hampel & Selg, 1984, 1996).* Der FPI-(R) ist ein mit Hilfe der Faktorenanalyse gewonnenes Instrument, welches eine große Zahl von Aussagen über das eigene Denken, Erleben, Fühlen und Handeln umfaßt. Anwendungsbereich: Klinischer und nicht-klinischer Bereich; Beratung, Therapie und Forschung, jedoch nicht zur Personalauslese (vgl. soziale Erwünschtheit). Für den FPI liegt eine Validierung anhand anderer Persönlichkeitsfragebögen sowie Fremdeinschätzungen vor. Der FPI liefert Stanine-Normwerte. Insgesamt stellt der FPI einen Versuch dar, ein differenzierteres Persönlichkeitsbild zu erfassen, als dies etwa bei Eysencks Fragebögen der Fall ist. Nicht alle Skalen können jedoch als ausreichend validiert gelten.

Positive Merkmale des FPIs: ökonomisches und effektives Verfahren, befriedigende Reliabilität, Validierung auf breiter Basis (Tests, Verhalten etc.), mehrdimensionale Erfassung relativ überdauernder Persönlichkeitsmerkmale, Breitbandverfahren (rel. großer Gültigkeitsbereich). Nachteilige Aspekte, die jedoch allgemein für faktorenanalytisch gewonnene Persönlichkeitstests gelten, sind: geringe Stabilität im Vergleich zu Leistungstests; geringe innere Konsistenz; anfällig für Antworttendenzen; Kriteriumsvalidierung auf Verhaltensebene, Nachweis eines empirischen Entscheidungsnutzens eher unbefriedigend (siehe Kap. Assessment).

#### *Probleme der Faktorenanalyse*

Mangelnde Replizierbarkeit von Faktoren. Die Voreinstellungen und methodischen Details bewirken eine unterschiedliche Anzahl von Faktoren (viele bei Cattell, wenige bei Eysenck). Das Ergebnis der Faktorenanalyse ist abhängig von:

- der Art der vorgegebenen Merkmale: homogene Merkmalsgruppe (g-Faktor); heterogene Merkmalsgruppe (differenzierte Strukturen)
- der Zusammensetzung / Varianz in den Stichproben (Extremgruppen)
- der Repräsentativität der Stichprobe
- Rotationsverfahren (orthogonal - schiefwinklig), Abbruchkriterien und Varianzaufspaltung: allgemein und spezifisch (Hauptkomponenten/hierarchisch); hierarchisches Konzept (Faktoren 2. und 3. Ordnung)

## 7.8 Biologische Persönlichkeitstheorien

### 7.8.1 Übersicht

#### *Die biologisch-physiologische Perspektive*

Befinden und Verhalten der Menschen und ihre individuellen Unterschiede haben unbezweifelbar eine biologische Grundlage:

- In den neurophysiologischen Erregungsmustern und den neuro-vegetativ-endokrinen Regulationen sowie in den ZNS-Strukturen und ihren individuellen Unterschieden. Differentiell-psychologische Forschung befindet sich hier im Grenzbereich zur Neuropsychologie, physiologischen Psychologie, funktionellen und strukturellen (differentiellen) Neuroanatomie, Endokrinologie und der vegetativen Physiologie.
- In der genetischen Ausstattung (Erbgut, Genotyp) des Individuums (vgl. Erbforschung und Verhaltensgenetik)
- In der sog. Konstitution, d.h. der relativ überdauernden Eigenart bzw. Grundeigenschaft (d.h. Körperbau, -funktionen, Verhalten, Befinden) eines Menschen; diese ist entstanden aus dem ererbten Genotyp unter den speziellen Umweltbedingungen der individuellen Ontogenese (evtl. unter embryonalen, perinatalen und späteren Noxen, Krankheiten etc.)
- In der Phylogenese (Stammesentwicklung) des heutigen Menschen mit Gemeinsamkeiten und Unterschieden zu anderen Spezies (vgl. Humanethologie, Humanbiologie, Soziobiologie)

### 7.8.2 Biologisch-physiologische Grundlagen der Persönlichkeit

Besonderes Interesse an den biologischen Grundlagen der Persönlichkeit haben jene Autoren, welche die psychophysische Konstitution (Kretschmer, Sheldon, Conrad, v. Zerssen u.a.), die biopsychische

Einheit (Allport u.a. Personologen), die biologische Stammesentwicklung (z.B. Lorenz, Eibl-Eibesfeld, Wilson u.a.) betonen.

1. *Neuere Konstitutionsforschung* (vgl. auch Kapitel „Konstitutionstypologien“)

Zwar lassen sich typische Körperbauformen beschreiben, doch bleibt weiterhin unklar, ob es ontogenetische Mechanismen gibt, welche die Entwicklung des Körperbaus einschließlich ZNS, neurovegetative Reaktionstypen und individuelle Verhaltensunterschiede gemeinsam steuern. Korrelationsstudien lieferten jedoch nur schwache Belege (Myrtek, 1980). Einige Menschen zeigen aber individual-spezifische Reaktionsmuster. Auch gibt es auffällige Unterschiede im Verhalten Neugeborener (Freedman). Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch der attributionstheoretische Ansatz von Pawlik & Buse, der Körperbau-Selbstbild-Korrelationen auf gelernte, implizite Konzepte zurückführt („Dicke sind gemüthlicher“).

2. *Pawlovs Typologie* (vgl. auch Kapitel „Verhaltenstheorien“)

Pawlow postulierte aufgrund tierexperimenteller und psychiatrischer Beobachtungen bestimmte Typen oder Grundeigenschaften der höheren (kortikalen) Nervenprozesse, um die großen individuellen Unterschiede der Konditionierbarkeit bzw. der Wahrnehmungs- und Lernvorgänge zu erklären. In der Weiterentwicklung durch Teplow und Nebylitsyn wird heute zwischen Stärke (Sensibilität), Mobilität, Labilität und Dynamismus sowie Ausgeglichenheit des Nervensystems unterschieden.

3. *Cattells Inventarisierungsversuche* (vgl. auch Kapitel „Faktorenanalytische Ansätze“)

Cattell hatte in mehreren R- und P-Technik-Faktorenanalysen u.a. auch physiologisch-biochemische Variablen berücksichtigt, jedoch über die Beschreibung von Faktorenmustern, die als „funktionale Einheit“ postuliert wurden, hinaus keine speziellen biologisch-psychologischen Hypothesen formuliert.

4. *Eysencks Persönlichkeitstheorie* (ausführlicher s. u.)

Eysenck hatte sich hauptsächlich mit den Typen/Dimensionen bzw. Sekundärfaktoren Extraversion-Introversion, Emotionale Labilität (Neurotizismus), Psychotizismus, sowie der allgemeinen Intelligenz befaßt und deren psychophysiologische Untersuchung gefördert. Als neuropsychologische Basis wurden individuelle Unterschiede im ARAS (I/E) bzw. im limbischen System (N) postuliert. Der Introvertierte soll u.a. niedrigere Sinnesschwellen, ein höheres kortikales Arousal und schwächere Hemmungs- und Sättigungsprozesse aufweisen.

5. *Weitere Ansätze*

In der neueren Entwicklungspsychologie sind individuelle Unterschiede im Temperament von Neugeborenen wie Aktivität, Reaktionsschwellen, Stimmungsqualität, Ausdauer wieder verstärkt beobachtet worden, um Prädiktoren der kindlichen Anpassung bzw. Fehlanpassung (Vulnerabilität, Entwicklungsstörungen) zu gewinnen (Thomas & Chess u.a.).

Strelau (1983) hat in Anlehnung an Teplow und Nebylitsyn eine „regulative Theorie des Temperaments“ entwickelt. Demnach tendiert das Individuum dazu, das genetisch bestimmte optimale Erregungsniveau durch Kontrolle der Stimulation und Bevorzugung bestimmter Arbeitstätigkeiten einzuhalten. Die Grundeigenschaften des Nervensystems (Stärke der Erregung, Stärke der Hemmung, Mobilität und Balance) werden durch ein Inventar erfaßt. Das optimale Niveau der Erregung und damit zusammenhängende individuelle Unterschiede der Reizsuche (*sensation seeking*) sind auch in Zuckermans (1979, 1992) Forschung das zentrale Konstrukt.

6. *Neuere Ansätze der neurowissenschaftlichen Persönlichkeitsforschung*

Die hypothetischen Grundlagen im ZNS und in den Genen sind noch unbekannt und bis auf weiteres nur in kleinen Ausschnitten und nur indirekt zu erschließen. Direkter beobachtbar und von praktischer Bedeutung sind dagegen akute Einflüsse auf das ZNS (Stimulation, Pharmaka, Noxen, Krankheiten) und ihre differentiell-psychologischen Auswirkungen, welche zur Entwicklung persönlichkeitspsychologischer Modelle beitragen können (vgl. unten: neuropsychologische Ansätze).

Ansatz	Behavioral	Genetisch	Korrelativ	Experimentell
Forschung am Menschen	<ul style="list-style-type: none"> <li>■ Fragebogendaten</li> <li>■ Traittests</li> <li>■ Verhaltensbeobachtung</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>■ Zwillings- und Adoptionsstudien</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>■ Psychophysiolog. und biochem. Parameter</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>■ Läsionsstudien</li> <li>■ Stimulationsstudien</li> <li>■ Pharmakolog. Interventionen</li> </ul>
Tierexperimentelle Forschung	<ul style="list-style-type: none"> <li>■ Beobachtung des natürl. Verhaltens und in experiment. Situationen</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>■ Züchtungs- und Aufzuchtversuche</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>■ Psychophysiolog. und biochem. Parameter</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>■ Läsionsstudien</li> <li>■ Stimulationsstudien</li> <li>■ Pharmakolog. Interventionen</li> </ul>

Tabelle 7.7 Forschungsansätze der psychobiologischen Persönlichkeitsforschung im Schnittpunkt von tierexperimenteller Forschung und Forschung am Menschen (nach Zuckerman, 1984).

### 7.8.3 Eysenck

Hans J. Eysenck starb am 4.9.1997 im Alter von 81 Jahren. Aus dem Nachruf von M. Amelang (1997): Eysencks Eltern waren Schauspieler. Eysenck wuchs bei der Großmutter in Berlin auf; als überzeugte Marxist geriet E. in den scharfen Gegensatz zu den Nationalsozialisten, in der Folge Exil in Frankreich und anschließend London. E. wurde wesentlich durch die methodischen Fortschritte bei der Entwicklung der Faktorenanalyse beeinflusst. Im Gegensatz zu Cattell bemüht sich Eysenck jedoch, die biologischen Grundlagen von Traits aufzuspüren. Er orientierte sich früh an den Ideen der europäischen Konstitutionstypologen wie Jung und Kretschmer. Andererseits flossen die Ansichten der klassischen Lerntheorie in seine Arbeiten ein. Während seiner Tätigkeit am Psychiatrischen Institut des Maudsley Hospitals in England wurden neben gesunden Personen auch zahlreiche Untersuchungen mit Patienten mit psychischen Störungen durchgeführt. Auf Initiative des Psychiaters A. Lewis wurde am Maudsley Hospital in London eine psychologische Abteilung eingerichtet. Dieses Institut erlangte unter Eysencks Vorsitz einen hervorragenden Ruf als Lehr- und Forschungsinstitut.

Während seiner lebenslangen Tätigkeit an diesem Institut entfaltete Eysenck eine beispiellose Produktivität: mehr als 70 Bücher, sowie eine unüberschaubare Anzahl von Aufsätzen. Inhaltliche Bereiche seiner Forschung waren: psychophysiologische Korrelate, Intelligenzforschung, klinische und sozialpsychologische Fragestellungen. Aber auch Grenzgebiete der Psychologie, wie etwa Graphologie, Parapsychologie, Astrologie zählten zu seinen Forschungsthemen. Diese Spannweite ist möglicherweise eine Ursache dafür, daß „Eysenck der am häufigsten zitierte Psychologe (der Gegenwart) und nach Marx und Freud (...) die am meisten zitierte Person überhaupt“ war (Nyborg, 1997, S. 571).

Eysenck richtete seine Forschung von Anfang an naturwissenschaftlich aus. Einflüsse aus vier Bereichen sind erkennbar: experimentelle (Wundt), psychometrische (Galton), klinische (Kraepelin). Eysenck glaubte, daß ein Bezug auf die biologischen Grundlagen notwendig sei, da ansonsten die Gefahr zirkulärer Erklärungen bestünde. Eine solche tautologische Erklärung bestünde darin, daß eine Persönlichkeitseigenschaft dazu verwendet wird, um eine konkrete *Verhaltensweise* zu erklären. Andererseits diene *dasselbe Verhalten* dazu, die *Eigenschaft* zu definieren.

Nach Eysenck ist eine Definition von Eigenschaften nur auf der Grundlage der *physiologischen Konstitution des Nervensystems* denkbar. Dieser Persönlichkeitstheorie liegt die Annahme eines "konzeptuellen Nervensystems" (d.h. des Aufbau des Nervensystems und der dadurch realisierten psychischen Funktionen) zugrunde. Eysenck fand in seiner frühen Forschung zwei Grunddimensionen, die er als *Introversion-Extraversion* (I/E) und *Neurotizismus* (N) (emotional labil - emotional stabil) bezeichnete. Er fügte später eine dritte Dimension, *Psychotizismus* (P) hinzu:

Die *Neurotizismus*-Dimension ist mit Eigenschaften verbunden, die eine hohe emotionale Labilität anzeigen, z.B. Ängstlichkeit, Depressivität, Schuldgefühle, geringe Selbstachtung, Anspannung usw.

Der typisch *Extravertierte* ist gesellig, impulsiv und aktiv, ersehnt Aufregung, hat viele Freunde usw. Die *introvertierte* Person neigt dazu, ruhig, zurückhaltend und vorsichtig zu sein. Personen mit einer hohen *Psychotizismus-Ausprägung* neigen nach Eysenck dazu, aktiv, kalt, egozentrisch, unpersönlich, impulsiv, usw. zu sein.

*Struktur der Persönlichkeit nach Eysenck: Methoden, Ergebnisse und neurobiologische Grundlagen.*

Eysenck versuchte, die Dimensionen N und I/E zunächst mit Hilfe von Ratings und objektiven Tests zu identifizieren. Insbesondere konstruierte er folgende Fragebögen: Zur Messung von N entwickelte Eysenck bereits früh den Maudsley Medical Questionnaire (*MMQ*). Die Gültigkeit dieses Fragebogens versuchte Eysenck anhand von Psychiaterurteilen hinsichtlich einer "*schlecht organisierten Persönlichkeit*" zu belegen. Aus einer Überarbeitung entstand das *Maudsley Personality Inventory* (*MPI*), das neben N auch I/E enthielt. I/E-Items wurden dabei aus den Guilford-Skalen entnommen. Bei der Konstruktion des MPI wurde versucht, eine größtmögliche Unabhängigkeit der N und I/E Dimensionen zu erreichen. Diese beiden Skalen korrelierten zwar in Normalstichproben kaum, dagegen waren in Gruppen neurotischer Probanden signifikante Korrelationen zwischen N und E zu verzeichnen. Um dieser mangelnden Unabhängigkeit zu begegnen, wurden zwei neue Skalen mit je 24 Items zusammengestellt, das sogenannte *Eysenck-Personality-Inventory* (*EPI*). Analysen anderer Autoren weisen jedoch darauf hin, daß jede Dimension in mehrere Primärfaktoren zerfällt.

*Hierarchische Persönlichkeitsstruktur.* Auf unterster Ebene finden sich *spezifische Reaktionen und Verhaltensweisen*, die den "behavior tendencies" von Cattell entsprechen. Auf der nächsten Ebene folgen die sog. "Habits", d.h. *gewohnheitsmäßig erlernte Verhaltensweisen*. Die danach folgende Ebene der *Eigenschaft* ("trait") entspricht dem Cattellschen Begriff des "first stratum source trait". Hieran schließen sich die drei bekannten *Sekundärfaktoren* I/E, N und P an.

*Biologische Grundlagen.* Eysenck brachte Extraversion mit der Erregungsschwelle exzitatorischer Hirnstrukturen in Verbindung, während Neurotizismus mit der Erregungsschwelle des limbischen

Systems in Beziehung stehen soll. Eysenck postulierte in seiner Extraversionstheorie, daß angeborene Unterschiede in der Empfindlichkeit des sog. *aufsteigenden retikulären Aktivierungssystems* (ARAS) als Erklärungskonstrukt für I/E dienen können. Das ARAS ist ein Nervengeflecht im verlängerten Rückenmark. Es reguliert über seine aufsteigenden Bahnen das Erregungsniveau der Großhirnrinde. Der Neocortex kann aber auch durch absteigende Bahnen die Aktivität des ARAS beeinflussen. Das ARAS wird nun durch ankommende, d.h. afferente sensorische Reize über Querverbindungen, sog. Kollaterale, innerviert. Auf diese Weise kann sensorische Reizung über das ARAS zu einer Erregung der Großhirnrinde führen. Dort wird die Weiterverarbeitung der Reize geleistet. Nach Eysenck sollen *Extravertierte* eine geringere Erregungsbereitschaft des ARAS als *Introvertierte* besitzen. Extraversion geht also - grob gesprochen - im großen und ganzen mit geringer kortikaler Erregung einher, woraus sich eine Fülle von Verhaltensunterschieden zwischen Extravertierten und Introvertierten vorhersagen lassen soll:

*Extravertierte lernen schlechter bzw. sind schlechter konditionierbar*: Extravertierte sind bedingt durch ihr niedrigeres kortikales Erregungsniveau schlechter konditionierbar. Dies soll bei gleichen Umweltbedingungen zu einer schlechteren Sozialisation von extravertierten Personen führen: Sie bauen schneller inhibitorische Prozesse auf und verlernen schneller. Introvertierte haben nach Eysenck stärkere exzitatorische Prozesse, lernen schneller, und schwächere inhibitorische Prozesse, d.h. sie vergessen langsamer.

*Extravertierte sind 'Sensation seeker'*: Extravertierte sollen eine Erhöhung ihres Erregungsniveaus als angenehmer erleben. Ein höheres kortikales Erregungsniveau soll durch das Aufsuchen von stimulierenden Situationen herbeigeführt werden. Dies führe zu einem größeren "Reizhunger" von extravertierten Personen (z.B. höhere Schmerzschwelle).

Neben stabilen Arousal-Unterschieden, die auf I/E zurückgehen, nimmt Eysenck auch aktivierende Situationsfaktoren an (Theorie der situativen Erregung, vgl. Amelang & Bartussek, 1997, S. 337 ff; Broche & Battmann, 1985). Demnach soll Leistung und Verhalten aus der Wechselwirkung von Arousal, der situativen Erregung und dem optimalen hedonischen Erregungsniveau resultieren. Die Abbildung gibt die Hypothesen Eysencks zur Beziehung zwischen dem Ausmaß an situativer sensorischer Stimulation und sukzessiver hedonischer Bewertung unter Berücksichtigung der I/E-Dimension wieder (vgl. Amelang & Bartussek, 1997; Abb S. 337).

„Mit zunehmender Reizintensität kommt es ab Punkt A, bei dem die Introvertierten die Stimulation als angenehm, die Extravertierten als unzureichend und deshalb unangenehm erleben, zu einem Ansteigen des Arousal-Niveaus, das für die Introvertierten bei der Reizstärke O.L.<sub>1</sub> ein Optimum erreicht. Zugleich mit dem Rückgang der subjektiv angenehmen Tönung setzen Transmarginale Hemmungen ein, so daß jenseits von Punkt O.L.<sub>p</sub> das Arousal – und auch die positive Besetzung – auf Seiten der Extravertierten stärker ist als bei den Introvertierten“ (Amelang & Bartussek, 1997, S. 338).

Auch dem *Neurotizismus* soll ein neurales Korrelat zugrunde liegen. E. nimmt an, daß die Ausprägung des Neurotizismus vermutlich von der *Aktivität des sympathischen* Anteils des *autonomen Nervensystems* abhängig ist. Ebenso ist die Funktion sog. phylogenetisch älterer Zentren des Gehirns, des „Limbischen Systems“, für die Neurotizismusausprägung bedeutsam. Personen mit hoher Neurotizismusausprägung sollen eine niedrigere Reizschwelle aufweisen als emotional stabile Personen. Neurotiker sollen bei Stimulation und Belastung schnellere und länger anhaltende autonome Reaktionen zeigen und daher auch nicht so differenziert reagieren können.

*Empirische Befunde*. Die zahlreichen Untersuchungen zum Zusammenhang von motorischen Aufgaben, Gedächtnisprozessen, elektrophysiologischen Prozessen und pharmakologischen Aspekten und der I/E-Dimension können hier nicht dargestellt werden. Vielleicht ist eine häufig genannte Vorhersage des Modells von Eysenck erwähnenswert: Pharmakologische Substanzen sollen in unterschiedlicher Weise auf intro- oder extravertierte Personen einwirken. Entsprechend der Theorie müßten Extravertierte bereits auf *geringere* Mengen einer *sedierenden Substanz* ansprechen als Introvertierte, denn Extravertierte besitzen ja nach Eysenck intensivere und langsamer abklingende inhibitorische Vorgänge. Tatsächlich kann als empirisch belegt gelten: Extravertierte benötigen *geringere* Mengen eines Sedativums; Introvertierte benötigen *mehr* sedierende Substanzen.

Insgesamt ist das Verhalten einer Person nach Eysenck aus der Interaktion von dem persönlichkeitspezifischen Aktivierungsniveau, dem optimalen Erregungsniveau und spezifischen aktivierenden Situationsfaktoren zu erklären. Eine Reihe von Unterschieden in kognitiven Funktionen, abweichendem Verhalten und Krankheit sind auf Eysencks Introversion/Extraversionskonzept zurückgeführt worden. Die Beobachtung, daß Introvertierte schneller lernen, konnte jedoch nicht immer repliziert werden. Autoren wie etwa *Spence* oder *Gray* haben andere Faktoren, wie etwa die Angstdisposition als entscheidenden Faktor für das Lernverhalten identifiziert. Nach Gray nimmt mit dem Grad des Neurotizismus auch die *Empfänglichkeit gegenüber Strafe* zu. Je labiler eine Person ist, desto eher wird sie für Strafe empfänglich. Entsprechend sollten Untersuchungen, die sich des Paradigmas der

*konditionierten Angst* bedienen, auch höhere Lernleistungen bei neurotischen Personen zeigen (ausführlicher in Amelang & Bartussek, 1997, S. 352 ffl).

Eysencks Verdienst besteht in der Anregung einer Vielzahl von experimentellen Untersuchungen. Er hat viel zur Weiterentwicklung der Aktivierungstheorien beigetragen. Innerhalb der oftmals phänomenologisch orientierten psychiatrischen Forschung hat er wichtige empirische Befunde beigesteuert. Anregungsgehalt gewinnen seine Arbeiten durch die gelungene Synthese von Grundlagenforschung und Anwendungsfeldern (z.B. Überprüfung der Verhaltenstherapie). Eysenck hat in entscheidender Weise auch die deutsche Fachliteratur einem internationalen Publikum zugänglich gemacht. „Eysenck stemmte sich, weniger durch das Sammeln immer neuer Daten, als mehr durch die Einnahme unorthodoxer Sichtweisen gern gegen den „mainstream“ (Amelang, 1997).

Es erwies sich als schwierig, zentrale Befunde von Eysenck zu replizieren oder anderweitige Befunde in Einklang mit der Theorie zu bringen. Auch für Eysenck's Forschung ist die Kritik, die mit dem Einsatz der Faktorenanalyse verbunden ist, zutreffend. Eysenck befaßte sich ausschließlich mit N, E, P: „(...) andererseits haben die in den letzten 50 Jahren betriebenen Forschungen zur Dimensionalität der Persönlichkeit nicht ernsthaft an der Position rütteln können, wonach die 3 Faktoren N, E-I, und P (...) das optimale Beschreibungssystem liefern“ (Amelang, 1997). Selbst die Alternativinterpretation durch Gray hat Eysenck nicht veranlaßt, sein Modell zu revidieren.

Eysenck's Aktivierungstheorie ist eindimensional; der beträchtliche Wissenszuwachs in den Neurowissenschaften wurde nicht berücksichtigt. Neuere neurowissenschaftliche Ergebnisse haben die enge Vernetzung limbischer und retikulärer Strukturen demonstriert. Die Steuerung des Aktivierungsniveaus scheint nicht nur durch das ARAS sondern auch durch thalamische oder medial-temporale Mechanismen (z.B. Amygdala) vermittelt zu werden. Heute haben neurobiologische Modelle einen wesentlich höheren Grad an Differenziertheit erreicht. Die biologischen Grundannahmen der Eysenck'schen Theorie müssen daher als überholt angesehen werden.

#### *Metanalyse der Persönlichkeitskonstrukte von Eysenck*

Der Stand der Forschung zu Eysencks Persönlichkeitstheorie ist kontrovers. Entscheidungsexperimente sind schwierig, da laut Eysenck je nach Arousalniveau und Stimulusparametern andere Vorheragen gegeben werden. Der emotional Labile soll auf plötzliche, intensive oder anhaltende Reize relativ starke vegetative Reaktionen aufweisen. Nach Freiburger Untersuchungen (zusammenfassend s.a. Myrtek, 1998), trifft dies auf die Ebene der Q-Daten zu, nicht jedoch bei T-Daten, d.h. objektiven physiologischen Messungen. Dies wird insbesondere durch die Ergebnisse einer Metaanalyse von Myrtek (1998) verdeutlicht, deren Ziel die Betrachtung des Zusammenhangs von Persönlichkeitsvariablen und physiologischen Variablen war.

Zu diesem Zweck wurden alle deutsch- und englischsprachigen Arbeiten der letzten 10 Jahre (Medline, PsycLit) zusammengetragen, Angaben aus älteren Übersichtsarbeiten (vor 1983) wurden ebenso berücksichtigt wie 17 eigene Arbeiten. Waren keine Angaben zu Grundstatistiken (N,p,F,t) vorhanden, wurde die Untersuchung von der Metaanalyse ausgeschlossen. Häufig berichtete Persönlichkeitsdimensionen und geeignete physiologische Parameter wurden berücksichtigt. Als Effektgröße wurde der Korrelationskoeffizient verwendet (Programm Meta-Analysis, Schwarzer, 1987). Insignifikante Zusammenhänge wurden mit  $r=0.00$  bewertet.

Die Ergebnisse sollen am Beispiel der Persönlichkeitsdimension Neurotizismus/Emotionalität verdeutlicht werden. Zu dieser Dimension wurden 122 Analysen gerechnet und 67 Hypothesen geprüft. Von diesen konnten nur 9 bestätigt werden. 4 wurden widerlegt und 54 Analysen waren insignifikant. Hypothesenkonform waren die folgenden Ergebnisse: Höheres EEG-arousal, Reaktivität der Herzfrequenz im Cold Pressure Test, größere EMG-Aktivität bei höherer Emotionalität. Auch bezüglich des Zusammenhangs von Emotionalität/Depression/Angst und Herz-Kreislaufkrankungen ( $N=39525$ ;  $r(P)=0.008$ ;  $g=0.016$ ) sowie Emotionalität und Krebs ( $N=26158$ ;  $r(P)=-0.003$ ;  $g=0.006$ ) zeigte sich kein prägnanter Zusammenhang (vgl. auch Typ A Verhalten und Herz-Kreislaufkrankungen:  $g=0.0087$ ).

Metaanalyse der Interkorrelationen von  
Neurotizismus/Emotionalität (nach Myrtek, 1998)

	N	K	r(P)	res. SD	g
Depressivität	562	8	0.89	0.06	3.96
Angst	325	2	0.71	0.00	2.03
Allgemeinbefinden	4104	37	0.39	0.05	0.84
Gehemmtheit	2897	13	0.38	0.08	0.82
Empathy	1688	8	0.37	0.04	0.79
Hostility	2015	2	0.27	0.004	0.57
Aggressivität	4043	14	0.25	0.13	0.50
Impulsivität	1902	10	0.24	0.03	0.50
Extraversion	13964	47	-0.12	0.11	0.25
Psychotizismus	5067	18	0.09	0.05	0.19
Venturesomeness	1688	8	-0.08	0.15	0.16
Sensation Seeking	1955	7	0.06	0.07	0.12

Tabelle 7.8.3. Parameterbezeichnungen: N: Gesamt-N aus allen Stichproben; K: Zahl der Studien/Effektgrößen; r(P): Populationseffektgröße (gew. Mittelwert der Korrelationen: kleiner Effekt: 0.10; mittlerer Effekt: 0.30 und großer Effekt: 0.50); res. SD: residuale Standardabweichung aufgrund von Inhomogenitäten der Effektgrößen oder Moderatorvariablen; g: Effektgröße in der Population (entspricht der Effektgröße „d“, vgl. Versuchsplanungsskript; kleiner Effekt 0.20, mittlerer Effekt 0.50; großer Effekt: 0.80). Venturesomeness entspricht dem Konstrukt „Sensation seeking“, d.h. Gegenpol von Angst (Gray). Die Daten belegen prägnante Zusammenhänge von Emotionalität und anderen selbstbeurteilten Persönlichkeitsmerkmalen wie Angst und Depressivität („psychological distress“).

Metaanalyse der Korrelationen von  
Neurotizismus/Emotionalität und psychophysiologischen  
Meßgrößen (nach Myrtek, 1998)

	N	K	r(P)	res. SD	g
<b>Herzfrequenz</b>					
Ruhe	1959	26	0.009	0.030	0.018
Belastung	216	3	-0.045	0.000	0.090
Cold-Pressure	289	4	0.101	0.000	0.202
Belastung Gesamt	1104	14	0.001	0.000	0.002
<b>Hautleitwertniveau (SCL)</b>					
Ruhe	1308	32	0.045	0.000	0.092
Belastung	200	5	0.124	0.000	0.249
Veränderung	90	2	0.075	0.000	0.150
<b>Hautleitfähigkeitsreaktion (SCR-Frequenz)</b>					
Ruhe	948	24	0.117	0.077	0.236
Belastung	197	5	0.000	0.116	0.000
Veränderung	140	3	-0.008	0.000	0.016
SCR-Amplitude	763	19	0.026	0.052	
<b>Elektromyogramm</b>					
Ruhe	163	4	0.144	0.150	0.291
Belastung	111	2	0.314	0.000	0.661

Tabelle. Parameterbezeichnungen: siehe oben. Zusammenhänge ausgewählter psychophysiologischer Parameter und Emotionalität. Insgesamt ergaben sich nur sehr geringe Zusammenhänge von vegetativen Meßgrößen und Emotionalität.

Insgesamt konnten nur wenig bedeutsame Effektgrößen der psychophysiologischen Persönlichkeitsforschung nachgewiesen werden. Hieraus ergibt sich ein hinsichtlich praktischer Zwecke vernachlässigbarer Zusammenhang zwischen (selbstbeurteilten) Persönlichkeitdimensionen und psychophysiologischen Parametern, aber auch von medizinischen Erkrankungen.

Eysencks Postulat, daß Emotionalität (Emotionale Labilität/Reaktivität) mit vegetativer Labilität zusammenhängt, konnte in umfangreichen empirischen Untersuchungen innerhalb der psychophysiologischen Persönlichkeitsforschung nicht bestätigt werden. Eysencks Hypothesen hatten eine heuristische Funktion, müssen jedoch beim gegenwärtigen Forschungsstand als widerlegt angesehen werden.

#### 7.8.4 Zuckerman

M. Zuckerman (1992) befaßt sich ausführlich mit den biologischen Grundlagen der Persönlichkeit. Sein Konstrukt des *Sensation-Seeking* bezeichnet die Tendenz, neue, stimulierende Situationen aufzusuchen und zu erkunden. Ebenso wie Eysenck nimmt Zuckerman an, daß Menschen versuchen, einen *optimalen hedonischen Tonus* herzustellen, indem sie sich in unterschiedlicher Weise mit Stimulation versorgen. Weiterhin behauptete Zuckerman, daß *sensation seeker* eine *geringere Noradrenalinaktivität* in limbischen Hirnstrukturen aufweisen würden, bzw. entsprechende noradrenerge Bahnen seien unempfindlicher gegenüber Stimulation. *Sensation seeker* suchen demnach nach Stimulation, um diese zu gering ausgeprägte noradrenerge Aktivität zu kompensieren bzw. um eine als angenehm empfundene mittlere Aktivität dieses Systems zu erreichen.

Problematisch an Zuckermanns Theorie ist, daß die aus Tierexperimenten gewonnene Katecholaminhypothese wohl kaum auf den Menschen direkt übertragbar sein dürften. Insgesamt liegt diesem Konzept ein zu einfaches Modell der neurochemischen Regulation zugrunde. Wechselwirkungen mit anderen bedeutsamen Transmittersystemen wurden nicht berücksichtigt. In experimentellen Untersuchungen zum *sensation seeking* müssen z.B. auch die Dimensionen der Stimulusituation, z.B. Effekte des Reizmaterials, der Modalität, Komplexität, und Neuheit berücksichtigt werden.

Die Gemeinsamkeit der biologisch fundierten Eigenschaftstheorien besteht darin, daß interindividuelle Differenzen in der physiologischen Konstitution des Nervensystems angenommen werden. Diese physiologischen Unterschiede sollen für eine unterschiedliche Reagibilität auf externe oder interne Reize verantwortlich sein. Bislang tragen jedoch *keine* der biologisch fundierten Persönlichkeitstheorien - weder die frühen konstitutionstypologischen Ansätze, noch die späteren faktorenanalytisch begründeten und an subkortikalen Verarbeitungsmechanismen orientierten Theorien - den biologischen Grundlagen der Persönlichkeit befriedigend Rechnung.

#### 7.8.5 Vererbung und Persönlichkeit, Anlage-Umwelt-Problem

Theorien, die eine biologische Fundierung von Persönlichkeit postulieren, müssen zwangsläufig *genetischen Faktoren* Rechnung tragen (vgl. Kapitel "Genetische Determinanten der Intelligenz"). Das Erbgut jedes Menschen besteht aus der Gesamtheit der im doppelten Chromosomensatz abgelegten Information. Genetische Determination bedeutet: Ein Merkmal, Faktor oder Eigenschaft oder deren beobachtbare Korrelate werden auf die Wirkung eines oder mehrerer Gene oder deren Kombination zurückgeführt. Die heute vorherrschende Auffassung ist die einer *Wechselbeziehung von Umwelt und Anlage*. Der *Genotyp* (also die in den Chromosomen abgelegte Information) manifestiert sich im *Phänotyp* (also der tatsächlichen physischen Ausprägung eines Merkmals) im Zuge einer Wechselbeziehung von Anlage und Umwelt.

Die Humangenetik umfaßt die Molekulargenetik (genetischer Code), Populationsgenetik (Gen-Begriff innerhalb einer Population), Evolutionsgenetik (Änderung des Genpools durch Selektion), Ethologische Genetik (Erblichkeit von artspezifischen Verhaltensweisen), Verhaltensgenetik (Erblichkeit von Verhaltensweisen innerhalb der Spezies oder Population). Mechanismen genetischer Determination sind die folgenden:

- Genetische Determinanten auf molekularer Ebene (z.B. Phenylketonurie u.a. Enzymdefekte in meist einfachem rezessiven Erbgang mit nachfolgenden neurologischen Störungen und geistiger Behinderung)
- Chromosomenaberrationen, z.B. Mongolismus (Trisomie 21), Klinefelter-Syndrom (XXY) und Turner-Syndrom (XO)
- Genetische Bedingungen ohne sicheres somatisches Substrat (polygenetisch) in der Persönlichkeitspsychologie (Intelligenz, Temperament), Psychopathologie (bestimmte Oligophrenien, endogene Psychosen, Psychopathie, Delinquenz, Alkoholismus etc.) aufgrund statistischer Analysen von Stammbaum-, Verwandten-, Korrelations-, Zwillings-, Adoptions- und Längsschnitt-Studien.

Die Verfahren zur *Erblichkeitsschätzung* wurden in einem früheren Kapitel behandelt. Die Varianz einer Eigenschaft innerhalb einer Stichprobe wird dabei in einzelne Varianzkomponenten zerlegt. Der Begriff der *Heritabilität* oder Erblichkeit bezeichnet den *prozentualen Anteil an der Gesamtvarianz*, die auf genetische Faktoren zurückzuführen ist. Die bekannte Varianzzerlegung nach Jensen (1969) teilte die Phänotypvarianz z.B. einer Persönlichkeitseigenschaft in einen Erbanteil, einen Umweltanteil und einen Fehleranteil auf ( $V_P = V_H + V_E + V_F$ ).

Zur globalen Abschätzung der Erbvarianz bediente man sich *dreier Datenquellen*: der Untersuchung *gemeinsam aufgewachsener Zwillinge*, hier war insbesondere der Vergleich eineiiger und zweieiiger Zwillinge von Bedeutung; der Untersuchung *getrennt aufgewachsener eineiigen Zwillinge* und *Adoptionsstudien*. Zur Schätzung der Erblichkeit anhand der Ähnlichkeit *gemeinsam aufgewachsener* eineiiger oder zweieiiger Zwillinge wurde eine Reihe von Formeln entwickelt. Eine wichtige Strategie bestand zum Beispiel darin, genetisch identische eineiige Zwillinge zu untersuchen, die in verschiede-

nen Umwelten aufgewachsen waren. Hieraus versprach man sich Aufschlüsse über den Beitrag nicht genetischer Faktoren. In mehreren älteren und neueren Studien wurden 101 derartige Zwillingspaare auf Intelligenzunterschiede hin untersucht. Jensen geht aufgrund solcher Zwillingsuntersuchungen von einer Heritabilität von 70 % bei Intelligenz aus. Die verschiedenen Untersuchungen führten jedoch zum Teil zu unterschiedlichen Schätzungen. Grundlegende Probleme der älteren Studien sind die Vergleichbarkeit der Experimentalgruppen, Probleme bei der Eignungsdiagnose, Auswahl der geeigneten Testverfahren und der Berücksichtigung nur solcher Paare, die in tatsächlich unterschiedlichen Umwelten aufgewachsen sind.

Unter den Zwillingsstudien ist insbesondere die Minnesota-Studie zu erwähnen, die unter enormen Aufwand eine große Stichprobe von Zwillingen zusammengestellt hat. Diese Personen hatten zur Hälfte keinen Kontakt mehr zueinander und durchliefen ein umfangreiches einwöchiges Untersuchungsprogramm. Auch Persönlichkeitsfaktoren wurden dabei erfaßt. Der Varianzanteil, der auf Erbllichkeit zurückzuführen sein soll, wurde auf etwa 50 % geschätzt. Während im Leistungsbereich im allgemeinen höhere Korrelationen von biologisch verwandten Personen gefunden wurden, die für einen Erbfaktor sprechen, wurden im Persönlichkeitsbereich erheblich niedrigere Koeffizienten festgestellt. Mögliche Gründe hierfür sind die geringere Reliabilität und Validität von Persönlichkeitsfragebögen. Bezüglich der Erbllichkeit von Persönlichkeitsfaktoren ist zu beachten, daß man es meist mit indirekt vermittelten Merkmalen zu tun hat. Die Erbllichkeit wird vermutlich auch über Körperbau oder Attraktivität vermittelt, was die Umwelt zu konsistenten Reaktionen veranlaßt.

(H <sup>2</sup> )	Neurotizismus	Extraversion
Eaves & Young, 1981	.47	.55
Price et al., 1982	.41	.37
Tellegen et al., 1980	.50	.50
Rose, 1982	.50	.50

Hauptprobleme der Zwillingsforschung sind: Die Umwelten der Zwillinge müssen erfaßt und randomisiert werden; männliche zweieiige Zwillinge sind häufig unterrepräsentiert; intrauterine Erfahrungen sind nicht ausschaltbar. Sie sind angeboren, aber nicht ererbt und erhöhen den Erbllichkeitskoeffizienten. Eine weitere Kritik betrifft die sogenannte *selektive Platzierung*. Hiermit ist gemeint, daß Kinder intelligenter Mütter häufig in besseren Familien untergebracht werden, die Kinder weniger intelligenter Mütter häufig unter schlechteren Bedingungen aufwachsen. Hieraus ergibt sich eine *Verzerrung zugunsten der genetischen Komponente*.

Bisherige Untersuchungen der Erbllichkeit menschlicher Merkmale weisen somit auf die Tatsache der Erbllichkeit hin, das Ausmaß bleibt aber noch unklar. Erbllichkeitsschätzungen für die Varianz von Persönlichkeitstests liegen deutlich niedriger als diejenigen für Intelligenztests. Dennoch kann der Einfluß genetischer Faktoren auf Persönlichkeitsmerkmale als gesichert gelten (vgl. Amelang & Bartsch, 1997, S. 564). Gegenstand weiterer Studien wird es sein, zu bestimmen, in welchem Ausmaß die Varianz von Persönlichkeitstests durch genetische Faktoren bestimmt ist. Die Festlegung bestimmter Varianzanteile ist angesichts der Probleme, die aus der selektiven Platzierung, der Varianz von Umwelt- und Individualmerkmalen, der Vergleichbarkeit von Experimental- und Kontrollgruppen, sowie Unterschieden in Modellannahmen resultieren, voreilig.

Die sog. Anlage-Umwelt-Kontroverse ist durch besondere Methodenprobleme (z.B. Eignungsdiagnose, Präselektionen, Testvalidität, Anlage-Umwelt-Modell mit oder ohne Wechselwirkung bzw. mit oder ohne Kovarianz, Definition des Erbllichkeitsindex  $h^2$ ) und ideologische Positionen (Umwelttheorie, Erbfatalismus) kompliziert. Zahlenangaben (z.B. „Intelligenz“ sei zu 80% erbdeterminiert) und die Argumentation um die Jensen-Herrnstein-Eysenck-Debatte verlangen Methodenkenntnis und differenziertere Kritik (vgl. Merz & Stelzl, 1977).

### 7.8.6 Differentielle Psychologie der Schimpansen.

Schimpansen, als "tierische Vettern" des Menschen und als "Zootiere", haben in der Differentiellen Psychologie lange Zeit eine erstaunlich geringe Beachtung gefunden, wenn von Pionierarbeiten (W. Köhler, Gardner) abgesehen wird. Erst seit den 70er Jahren hat sich das Interesse deutlich erhöht, vor allem aufgrund der Feldforschung von Jane Goodall am Gombe-Strom und von de Waal und van Hooff im Freiland-Zoo von Arnheim. Diese Primatenforschung hat sich zu einem interdisziplinären Feld der "Evolutionären Psychologie" (Buss, 1998) entwickelt, die u.a. folgende Bereiche untersucht hat: Gruppen-Verhalten (z.B. Rangordnung und Unterwerfungs-Versöhnungsverhalten); Mutter-Kind-Verhalten (z.B. Erziehungsstile); Temperamentsunterschiede (z.B. Aktivität, Emotionalität); Problemlösungs-Verhalten (z.B. Gebrauch und Herstellung von Werkzeugen); Kommunikation (z.B. Intraspezies-Kommunikation, Kommunikation mit Menschen u.a. durch Lexigramme), sowie das Selbstkonzept und das Problem des Bewußtseins. Evolutionäre und soziobiologische Betrachtungen haben wichtige Implikationen für biopsychologische Theorien der menschlichen Persönlichkeit. Sie verdeutlichen, dass die Behauptung einer Sonderstellung der Spezies *homo sapiens* fragwürdig ist. Aus der Annahme eines evolutionären Kontinuums ergibt sich, dass einzelne Persönlichkeitsdimensionen über verschiedene Spezies hinweg nachweisbar sind. Eine Übersicht von Gosling & John

(1999) belegt, dass Extraversion, Neurotizismus und Liebenswürdigkeit zu denjenigen Dimensionen zählen, die über viele Spezies (Schimpanse, Gorilla, Rhesusaffe, Hyäne, Hund, Katze, Esel, Schwein, Ratte etc.) hinweg am deutlichsten hervortreten sollen. Allerdings scheint die Evolution vor allem den männlichen Mitgliedern der Hominiden eine dunkle motivationale Erbschaft eingegeben zu haben: das gewalttätige Streben nach Macht und Dominanz ("*demonic males*", vgl. Wrangham & Peterson, 1997).

Goodall, J. (1991). *Ein Herz für Schimpansen*. Reinbek: Rowohlt.

Buss, D.M. (1998). *Evolutionary Psychology: The New Science of the Mind*.

Gosling, S.D., & John, O. P. (1999). Personality dimensions in nonhuman animals: A cross-species review. *Current Directions in Psychological Science*, 8, 69-75.

Wrangham, R., & Peterson, D. (1997). *Demonic Males: Apes and the Origins of Human Violence*. Houghton Mifflin.

### 7.8.7 Ausgewählte biopsychologische Forschungsergebnisse: Neuropsychologische Befunde zur Veränderung von Persönlichkeit nach cerebralen Läsionen

Die moderne psychobiologische Forschung hat sich intensiv mit den biologischen Grundlagen der Persönlichkeit befaßt (zum Überblick siehe z.B. Amelang & Bartussek, 1997, Kap. 16; Zuckerman, 1992). Hierzu zählen u.a. Ansätze, die individualspezifische Reaktionsmuster in biochemischen und physiologischen Parametern (beim Menschen und im Tierversuch) thematisieren, sowie andererseits auch die differentielle Psychologie der Primaten. Im folgenden sollen einige ausgewählte Befunde aus der neuropsychologischen und der tierexperimentellen Forschung dargestellt werden. Diese Teildisziplinen der Biologischen Psychologie haben sich mit den Folgen cerebraler Erkrankungen auf Emotionalität und Persönlichkeit befaßt.

In der Tat ziehen cerebrale Läsionen deutliche und spezifische Störungen des emotionalen und sozialen Verhaltens nach sich. Eine Reihe von Erkrankungen des Gehirns können sich in prägnanter Weise auf Affektivität, Temperament und Persönlichkeit auswirken. Diese Veränderungen werden im Hauptstudium in den Fächern „Neurobiologische Grundlagen“ und „Neuropsychologische Diagnostik und Rehabilitation“ ausführlich behandelt (weitere Literaturangaben s.a. Peper, M., & Irle, E. (1997) Die Neuropsychologie der Emotionen. In H.J. Markowitsch (Hrsg.), *Klinische Neuropsychologie*. Enzyklopädie der Psychologie, Band C/I/5, S. 741-896. Göttingen: Hogrefe).

*Läsionen des Hypothalamus:* Korsakow-Syndrom oder Auftreten von dem Korsakow-Syndrom verwandten Veränderungen wie Amnesie, Konfabulation, Agitation, Konfusion und emotionaler Indifferenz oder Depression; u.U. erhöhte Aggressionsneigung.

*Läsionen des Thalamus:* Korsakow-Syndrom, bestehend aus der Symptom-Trias Orientierungsstörung, anterograde Amnesie, und Konfabulation, gelten nach medialen diencephalen Läsionen als sehr wahrscheinlich; mediale thalamische Läsionen können typisch 'frontale' Störungsbilder hinsichtlich Kognition und Persönlichkeit aufweisen; emotionale Veränderungen: depressive oder manische Reaktionen, Aggressivität, Irritierbarkeit, und Apathie. Thalamotomien bei Patienten mit anderweitig unbehandelbaren Syndromen von Aggressivität, Irritierbarkeit und Hyperaktivität zeigten einen sedierenden und aggressionsdämpfenden Effekt (für eine Kritik psycho-chirurgischer Eingriffe siehe z.B. Kolb & Whishaw, 1993; Zuckerman, 1992).

*Läsionen des ventromedialen Temporallappens:* Es ist seit Klüver & Bucy (1937) bekannt, daß Rhesusaffen nach bilateralen anterioren Läsionen des medialen Temporallappens eine 'psychische Blindheit' entwickeln, d.h. die Bedeutung visuell wahrgenommener Objekte wird nicht mehr erkennen (visuelle Agnosie). Weiterhin trat eine inadäquate Zähmheit (fehlende Furcht vor angstausslösenden Stimuli) und Hypoemotionalität auf. Darüber hinaus wurden Hypersexualität, Hyperphagie, eine orale Tendenz, sowie die Tendenz, sich jedem visuell wahrgenommenen Stimulus zuzuwenden und ihn nach Möglichkeit anzufassen, beobachtet. Verschiedene Elemente dieses Syndroms sind im Zusammenhang mit Schädel-Hirn-Traumen, Epilepsie-Operationen, Demenzen, vasculär bedingten Schäden und entzündlichen Erkrankungen des Gehirns auch beim Menschen beobachtbar. Dazu müssen jedoch ausgedehnte bilaterale medial-temporale Läsionen vorliegen (Poeck, 1985). In den meisten berichteten Fällen war neben den oben genannten Symptomen eine deutliche anterograde Amnesie oder sogar Demenz sowie extrem inadäquates soziales Verhalten zu beobachten. Das im Klüver-Bucy-Syndrom enthaltene Symptom der Hypersexualität und Zähmheit ist möglicherweise auf Läsionen der im anterioren medialen Temporallappen gelegenen Amygdala zurückführbar.

*Cinguläre Läsionen:* Läsionen der cingulären Region (Area 24 nach Brodmann) sind häufig mit emotionaler Indifferenz, Apathie und möglicherweise auch Akinesie und Mutismus verbunden. Psychochirurgische Eingriffe, die bei Patienten angewandt wurden, bei denen alle anderen Therapien versagt hatten, haben versucht, sich diese Effekte, insbesondere den Effekt der emotionalen Indifferenz, zu Nutze zu machen. Der therapeutische Effekt beruht auf der emotionalen Indifferenz gegenüber den störenden Eigenwahrnehmungen und Impulsen.

*Paralimbische frontale Läsionen:* Auch nach frontalen Läsionen können emotionale Indifferenz, Apathie, Hypokinesie und Mangel an Initiative die herausragenden Symptome darstellen, wobei diese

Verhaltensänderungen mit depressiven Zuständen ('Pseudodepression') verwechselt werden können. Auch bei Rhesusaffen wurden nach frontalen Läsionen eine reduzierte Kommunikation, sozialer Rückzug und verminderte Aggressivität beobachtet. Fokale orbitofrontale Läsionen scheinen beim Menschen entgegengesetzte Effekte zu haben. Viele Fallberichte schildern Patienten mit derartigen Läsionen als euphorisch ('Witzelsucht'), ablenkbar, hyperreaktiv, impulsiv und manchmal bzgl. primärer Motive wie Hunger und Sexualität disinhibiert. Diese Disinhibition kann als Verlust normaler hemmender Einflüsse des frontalen Cortex auf den Hypothalamus interpretiert werden. Defizite im Bereich der Persönlichkeit sind vor allem bei Personen mit massiven und bilateralen frontalen Schädigungen nachweisbar.

*Läsionen des Striatums:* Das Striatum wird von allen Regionen des cerebralen Cortex innerviert. Limbische Regionen wie Amygdala und Hippocampus sind über das ventrale Striatum (Nucleus accumbens) ebenfalls mit dem Neostriatum verbunden. Im Licht seiner vielfältigen Verknüpfungen erscheint eine Beteiligung des Striatums an kognitiven sowie emotionalen und motivationalen Prozessen nicht ungewöhnlich. Eventuell werden gelernte motorische Programme (z.B. zur Befriedigung von Motiven oder zur Erreichung von Zielen) auf der Grundlage cortico-striataler Verbindungen ausgeführt. Personen mit vasculären Läsionen oder sklerotischen Veränderungen des Striatums können agitiert, hypomanisch und hyperaktiv erscheinen. Zustände von Konfusion, Apathie, Paranoia, Depression und Angst können beobachtet werden.

*Effekte der Läsionslateralität:* Im Gegensatz zur Auffassung einer ausschließlich limbischen Kontrolle emotionaler Verhaltensweisen werden heute auch die Beiträge der Hirnhemisphären bei der Kontrolle von Emotionalität und Temperament diskutiert. So soll die rechte Hemisphäre die emotionale Expressivität, Aktivierung und evtl. auch die emotionale Befindlichkeit kontrollieren. Goldstein beschrieb extrem ängstliche und depressive Reaktionen ('Katastrophenreaktionen'), die insbesondere bei links-hemisphärisch geschädigten aphasischen Patienten auftraten. Denny-Brown und Mitarbeiter beobachteten bei rechtshemisphärisch geschädigten Personen eine abnorme emotionale Indifferenz gegenüber negativen Reizen. Auch die Anästhesie jeweils einer Hemisphäre, um vor Epilepsie-Operationen das Sprachzentrum lokalisieren zu können, führte bei einigen Patienten zu depressiv/ängstlichen Reaktionen nach Sedierung der linken Hemisphäre, und emotional indifferenten und sogar manchmal euphorischen Reaktionen nach Sedierung der rechten Hemisphäre. Diese Befunde konnten in einer neueren Untersuchung bestätigt und spezifiziert werden. Jedoch können die normalerweise nach dem klinischem Eindruck selektierten Patientengruppen zu einer Überschätzung von Prävalenzen und einer Verzerrung der Zusammenhänge von Läsionsort und affektiver Reaktion führen. In der Tat variieren die berichteten Prävalenzen für depressive Reaktionen erheblich, was auf unterschiedlich selektierte Patientengruppen hindeutet. Weiterhin ist anzunehmen, daß auch andere Einflüsse als die des Läsionsortes und der Läsionslateralität auf die emotionale Befindlichkeit einwirken.

### 7.8.8 Psychopathologie der Persönlichkeit: Persönlichkeitsstörungen

Bezüglich der drei Persönlichkeitsstörungen, die möglicherweise in Beziehung zu den Psychotischen Störungen stehen (d.h. die Paranoide, die Schizoide und die Schizotypische Persönlichkeitsstörung), gilt als Ausschlußkriterium, daß das Verhaltensmuster nicht ausschließlich im Verlauf einer Schizophrenie, einer Affektiven Störung mit Psychotischen Merkmalen oder einer anderen Psychotischen Störung aufgetreten sein darf. Persönlichkeitsstörungen sind durch ein "überdauerndes Muster von innerem Erleben und Verhalten, das merklich von den Erwartungen der soziokulturellen Umgebung abweicht. Dieses Muster manifestiert sich in mindestens 2 der folgenden Bereiche: Kognition (also die Art, sich selbst, andere Menschen und Ereignisse wahrzunehmen und zu interpretieren), Affektivität (also die Variationsbreite, die Intensität, die Labilität und Angemessenheit emotionaler Reaktionen), Gestaltung zwischenmenschlicher Beziehungen, Impulskontrolle.

Das überdauernde Muster ist unflexibel und tiefgreifend in einem weiten Bereich persönlicher und sozialer Situationen. Das überdauernde Muster führt in klinisch bedeutsamer Weise zu Leiden oder Beeinträchtigungen in sozialen, beruflichen oder anderen wichtigen Funktionsbereichen. Das Muster ist stabil und langdauernd, und sein Beginn ist zumindest bis in die Adoleszenz oder ins frühe Erwachsenenalter zurückzuverfolgen. Das überdauernde Muster geht nicht auf die direkte körperliche Wirkung einer Substanz oder eines medizinischen Krankheitsfaktors (z.B. Persönlichkeitsveränderung aufgrund einer Temporallappen-Epilepsie) zurück.

Persönlichkeitszüge stellen überdauernde Muster des Wahrnehmens, der Beziehungsgestaltung und des Denkens über die Umwelt und über sich selbst dar. Sie kommen in einem breiten Spektrum sozialer und persönlicher Situationen und Zusammenhänge zum Ausdruck. Nur dann, wenn Persönlichkeitszüge unflexibel und unangepaßt sind und in bedeutsamer Weise zu Funktionsbeeinträchtigungen oder subjektivem Leiden führen, bilden sie eine Persönlichkeitsstörung. Das wesentliche Merkmal einer Persönlichkeitsstörung ist ein andauerndes Muster von innerem Erleben und Verhalten, das merklich von den Erwartungen der soziokulturellen Umgebung abweicht und sich in mindestens zwei der Folgenden Bereiche bemerkbar macht: Denken, Affektivität, Beziehungsgestaltung oder Impulskontrolle (Kriterium A). Dieses überdauernde Muster ist in einem weiten Bereich persönlicher und

sozialer Situationen unflexibel und tiefgreifend (Kriterium B). Es führt in klinisch bedeutsamer Weise zu Leiden oder zu Beeinträchtigungen in sozialen, beruflichen oder anderen wichtigen Funktionsbereichen (Kriterium C). Das Muster ist stabil und langdauernd und sein Beginn kann zumindest bis zur Adoleszenz oder bis zum frühen Erwachsenenalter zurückverfolgt werden (Kriterium D). Das Muster kann nicht besser als Manifestation oder Folgerscheinung einer anderen psychischen Störung erklärt werden (Kriterium E) und geht nicht auf die direkte körperliche Wirkung einer Substanz oder eines medizinischen Krankheitsfaktors zurück (Kriterium F).

## 7.9 Verhaltenstheoretische Ansätze

Wesentliche Vertreter der behavioristischen Perspektive waren: (1) Pawlow (Reflexologie), Watson (Begründer des Behaviorismus), Skinner (operanter Behaviorismus); Hull, Dollard & Miller (Neo-Behaviorismus) und Bandura & Mischel (sozialer Behaviorismus). Gegenstand dieser Theorien ist das *konkret beobachtbare, objektiv registrierbare Verhalten* in genau definierten Situationen. Die Methode ist das *kontrollierte Experiment*. Gemeinsames Ziel ist eine theoretische Erklärung der grundlegenden Mechanismen des Lernens spezifischer Verhaltensweisen (Grundbegriffe: siehe Allg. Psychologie II). Vor allem für die älteren Verhaltenstheoretiker ist die Persönlichkeitsforschung lediglich ein Teilgebiet der allgemeinen Psychologie, d.h. der Lernpsychologie. Sie lehnten den Eigenschaftsbegriff oder die Annahme ererbter Eigenschaften sowie psychoanalytisch geprägte Strukturbegriffe (Ich, Es etc.) ab. Interindividuelle Unterschiede wurden stets auf unterschiedliche Lernerfahrungen zurückgeführt (vgl. auch Kap. 2).

Nach Watson ist der Mensch eine "zusammengesetzte *organische Maschine*, die zu laufen bereit ist". Watson und Hull betrachteten das Verhalten des Organismus als Resultat eines sich vollständig selbsterhaltenden "*Roboters*". *Mentale Prozesse* sind nach dieser Vorstellung nichts anderes als eine "*abhängige Variable*", die Wirkung von umweltbedingten Reizen. "Bewußtsein" und "Subjektivismus" sind Epiphänomene, eine Art von Nebenthema, welches für die humanistischen Fächer reserviert ist. Mentale Prozesse sind *ohne wesentliche wissenschaftliche Bedeutung*.

Während *Eigenschaftstheoretiker* die *Stabilität von Wesensmerkmalen* betonen, meinen die *Verhaltenstheoretiker*, daß die *Stabilität* des Verhaltens lediglich das Ergebnis *ähnlicher Umweltbedingungen* ist. Der lerntheoretische Ansatz in der Persönlichkeitspsychologie basiert auf zwei Annahmen: (1) Fast jedes *Verhalten ist erlernt*. *Persönlichkeit* ist demnach das *Resultat* eines lebenslangen *Lernprozesses*, während dessen neues Verhalten erworben wird. (2) Nur solche *Forschungsmethoden* sind geeignet, die eine *hohe Objektivität und methodische Präzision* bei der Prüfung klar formulierter Hypothesen aufweisen.

Nach verhaltenstheoretischer Auffassung befinden sich die verhaltensbestimmenden Kräfte in der äußeren Umgebung. Diese Annahme einer äußeren und umweltabhängigen Bestimmung des Verhaltens führte dazu, daß der *individuellen Prädisposition* nur noch eine eher *geringe Bedeutung* zugemessen wurde. Wesentliches Ziel der Verhaltensforscher ist es daher, die *situationsspezifischen Bedingungen* und Umweltreize, die das Verhalten kontrollieren, herauszuarbeiten.

Für alle Lerntheorien und behavioristischen Ansätze gelten die folgenden Grundannahmen (vgl. Allgem. Psych. II): (1) Das Verhalten wird weitgehend durch die Umwelt determiniert. (2) Verhalten wird durch eine Aneinanderreihung von *Assoziationen* erlernt. Die von der Umwelt ausgesandten Reize werden im Netzwerk des Gehirns mit den ausgesandten Reaktionen verknüpft. (3) Der Mensch *strebt* nach *Lust* und versucht, *Schmerz* zu vermeiden. (4) *Thorndikes Effektgesetz*: Jede Handlung, die in einer bestimmten Situation Befriedigung hervorruft, wird mit dieser Situation assoziiert; wenn diese Situation wieder auftritt, ist es wahrscheinlicher, daß dasselbe Verhalten erneut zu beobachten ist.

### 7.9.1 Historischer Behaviorismus

Watson forderte den Gebrauch von objektiven Methoden und eine Beendigung von Spekulationen über Vorgänge im Inneren des Menschen. Die Abkehr von mentalistischen Konzepten erreichte mit dem Erscheinen des Behaviorismus ihren Höhepunkt. Während Pawlow noch davor warnte, von Speichel absondernden Hunden auf den Menschen zu schließen, erklärte Watson: "Gebt mir ein Baby und meine Welt, um es aufzuziehen (...) und ich werde ihm das Klettern, den Gebrauch seiner Hände lehren (...) ich kann (auch) einen Dieb, einen Räuber oder einen Rauschgiftsüchtigen aus ihm machen. Die Möglichkeit, es in irgendeine Richtung zu formen, ist nahezu unbegrenzt". Die Psychologie ist nach Watsons Auffassung ein objektiver Zweig der Naturwissenschaften und müsse "mittelalterliche Vorstellungen (...) Empfindungen, Wahrnehmungen, Bildern, Wünsche, Absichten, Denken und Gefühle wegfegen. Der Maßstab (...) lautet immer, kann ich das Stück Verhalten, das ich sehe, mit den Begriffen Reiz und Reaktion beschreiben?" Im Sinne von Watson stellt die Persönlichkeit den Endpunkt einer sog. *Habithierarchie* dar. „Habits“ oder Gewohnheiten bezeichnen alle gelernten Verbindungen zwischen Reizen bzw. Reizmustern und Reaktionen. Gewohnheiten sind nicht direkt beobachtbar; registriert werden kann lediglich das aktuelle Verhalten. Auch komplexes Verhalten wird als

eine Folge von einfachen Reiz-Reaktions-Verbindungen gedeutet. Nach dieser Auffassung wird im Laufe des Lebens ein Verhaltensrepertoire aufgebaut, in dem unbedingte Reize durch bedingte ersetzt werden. Die Entwicklung der Persönlichkeit ist somit unmittelbare Folge des durch die Umwelt gesteuerten Lernverhaltens.

*Pawlow* beobachtete während seiner frühen Untersuchungen zur klassischen Konditionierung deutliche interindividuelle Unterschiede hinsichtlich des Erwerbs konditionierter Reaktionen und der Stabilität dieser Reaktionen. Er führte diese Beobachtung auf unterschiedlich stabil ausgeprägte Nervensysteme zurück. Nach seiner Auffassung können die verschiedenen Verhaltensstile anhand von drei Merkmalen charakterisiert werden: *Stärke - Balance - Mobilität*. Die *Stärke* soll die *funktionelle Kapazität* der Nervenzellen beschreiben. Je stärker ein Nervensystem, desto besser soll es längere und stärkere Stimulation ertragen können. Bei gleichem Erregungsniveau und gleichen Reizen wird bei Individuen mit starkem Nervensystem eine geringere Erregung ausgelöst; das umgekehrte gilt für schwache Nervensysteme. Während der klassischen Konditionierung lerne ein schwaches Nervensystem schneller, die konditionierte Reaktion sei beständiger und löschungsresistenter (vgl. auch *Eysenck* Konzeption). Weiterhin ist für das Verhalten das *Gleichgewicht* von *Erregung* und konditionierten *Hemmungsprozessen* bedeutsam. Später ergänzte *Pawlow* die Fähigkeit zur *Mobilität*. Die *Mobilität* wird gemessen durch die *Geschwindigkeit des Wechsels* zwischen Erregungs- und Hemmungsprozessen (vgl. selektive Aufmerksamkeit; Wechsel von Stimulus 1 auf Stimulus 2, wenn die Signalbedeutung vertauscht wird).

Den drei Eigenschaften des Nervensystems ordnete *Pawlow* die vier klassischen Temperamentstypen zu: Beim *Melancholiker* (schwache Typen) entstünden konditionierte Reaktionen langsam und seien leicht durch Distraktoren zu stören (*übermäßige Erregbarkeit, protektive Hemmung*). Zu den starken Typen des Nervensystems zählten die *Sanguiniker, Phlegmatiker* und *Choleriker*: Der *balancierte und mobile* Typus (*Sanguiniker*) sei aktiv und lebhaft, neige ohne äußere Stimulation zu Müdigkeit und Schlaf. Ein Gleichgewicht zwischen Organismus und Umwelt könnte von diesem Typus am besten reguliert werden. Der *balancierte und langsame* Typus (*Phlegmatiker*) könne sich im Gegensatz zum *Sanguiniker* nicht so schnell an wechselnde Bedingungen anpassen. Der *unbalancierte* Typ (*Choleriker*) bilde schnell positive konditionierte Reflexe aus. Hemmende Reaktionen würden nur schlecht gelernt. Als Folge resultierten unbeherrschtes oder aggressives Verhalten aber auch Depression und Schläfrigkeit.

Die Tradition *Pawlows* wurde von anderen russischen Autoren fortgesetzt. Diese versuchten die Eigenschaften des Nervensystems anhand der Paradigmen der klassischen Konditionierung (Orientierungsreaktion, Habituation, Effekt von Koffein usw. und anderer Paradigmen) genauer zu beschreiben, so z.B. die *Uralgruppe* (*Merlin*, 1973), die *Moskauer Gruppe* (*Teplow*, 1972; *Nebylitsyn*, 1972 u.a.).

### 7.9.2 Deskriptiver Behaviorismus

*Skinner* ist der bekannteste Vertreter des amerikanischen Behaviorismus. Er wurde 1904 in New York geboren, studierte zunächst Englische Literatur und entdeckte erst später durch *Pawlows* "konditionierte Reflexe" sein Interesse an der Psychologie. Anhand von Tierexperimenten entwickelte er seine Theorie zum operanten Konditionieren. *Operante* oder *instrumentelle* Konditionierung besagt, daß vieles nicht nur seinen Reiz, sondern auch *Konsequenzen* hat. Diese Konsequenzen können so geartet sein, daß das Verhalten reizvoller (*Verstärkung*) oder reizloser (*Bestrafung*) wird, hinsichtlich einer möglichen Wiederholung. Wenn der Reiz seine Wirkung verliert, spricht man von Habituation. Der ursprüngliche Grund eines Verhaltens liegt nach *Skinner* im Organismus selbst. "Operanten", d.h. spontanes Verhalten werden vom Organismus ausgesandt. Durch den Verstärker wird die Wahrscheinlichkeit eines bestimmten Verhaltens erhöht. Durch geeignete Verstärkungspläne können bestmögliche Lerneffekte erzielt werden (vgl. Pädagogischer Optimismus, *Future II* als Projektion in die Zukunft: eine „pädagog. Provinz“).

Die Verhaltensgesetze lassen sich nach *Skinner* am besten in einem Experimentierkasten, der sogenannten *Skinner-Box*, beobachten. Hierdurch können Reaktionen, die verstärkt werden sollen und die Verstärkungsraten kontrolliert werden. Unterschiedliche Vorgehensweisen bei der Konditionierung (z.B. intermittierend, kontinuierlich etc.) führen zu verschiedenen Qualitäten eines Verhaltens (Stabilität, Verhaltenshäufigkeit, Länge der Extinktionsphasen etc.).

Persönlichkeitsmerkmale oder Persönlichkeitsstörungen werden als Folge erlernter Reaktionen und Verstärkungsplänen interpretiert. Wesentlich ist *Skinner*s Begriff der wechselseitigen Verhaltenskontrolle (z.B. Kinder ↔ Eltern, Schüler ↔ Lehrer, Kandidat ↔ Wähler). Ebenso wie in den anderen behavioristischen Theorien werden auch in der *Skinner*schen Theorie mentalistische Strukturbegriffe wie das Unbewußte, Trieb, Konflikt usw. vermieden.

### 7.9.3 Neo-Behaviorismus

Verschiedene Autoren bemühten sich um eine Weiterentwicklung der Lerntheorien. Unter den jüngeren Theoretikern sind es insbesondere C. Hull und J. Dollard & N. Miller gewesen, die versuchten, eine systematische und eine teilweise liberalisierte Lerntheorie zu entwickeln (vgl. Allg. Psych. II).

Hull engagierte sich für eine systematische Theorie des instrumentellen Lernens. Er betonte aber eher die *komplexeren Formen* des Lernens, z.B. *Problemlöseprozesse*. Wie bei Skinner, so ist auch bei Hull die Persönlichkeitsstruktur größtenteils aus *Gewohnheiten*, d.h. vom Organismus gelernten Reizreaktionsketten und deren Beziehung zueinander, zusammengesetzt. Neben dem Begriff der Gewohnheit spielt auch der Begriff des *Antriebes* in der Hullschen Theorie eine große Rolle. Hull unterschied zwischen rein inneren (endogenen) und äußeren (exogenen) Antrieb, sowie der Kombination beider: (1) Verhaltensdeterminanten, die auf *innere* (endogene) *Antriebe* zurückzuführen sind: weitgehend physiologisch bedingte Grundbedürfnisse, wie Hunger und Schlaf, die Regelkreisläufen unterworfen sind; (2) Verhaltensdeterminanten, die auf *exogene Antriebe* zurückzuführen sind (z.B. Kniesehnenreflex).

Bei der *Mehrzahl von Verhaltensweisen* wird aber eine Kombination innerer und äußerer Antriebe für das Zustandekommen bestimmter Aktivitäten verantwortlich sein. Ein Antrieb erzeugt demnach einen Reiz, der stark genug ist, um ein Verhalten zu aktivieren. Dabei sind angeborene (*primäre*) und erlernte (*sekundäre*) Antriebe zu unterscheiden: *Primärer Antrieb*: Schmerz, Hunger, physiologische Bedingungen im Innern des Organismus. *Sekundäre Antriebe*: werden durch Assoziation mit der Befriedigung primärer Antriebe erworben. Beispielsweise ist der Antrieb Angst oder Furcht zurückzuführen auf den primären Antrieb des Schmerzes. Hulls Verhaltensgleichung (ausführlicher in Allg. Psych. II):  $E = f(H \times D)$ , wobei E: *Reaktionspotential* (excitatory potential) durch exogene Umweltreize bedingt ist; H: *Habitstärke* bezeichnet das Ausmaß, in dem die Reaktion bisher gelernt wurde; D: *Drive*, Triebstärke entspricht der Dauer der Nahrungsdeprivation, d.h. dem inneren Antrieb.

### 7.9.4 Liberalisierte Reizreaktionstheorien

Dollard und Miller versuchten, die lerntheoretischen Überlegungen mit anderen Theorien, insbesondere der Psychoanalyse, zu verbinden. Eine wichtige Arbeit dieser Autoren bezieht sich auf die bekannte *Aggressions-Frustrationshypothese*. Wie bei Hull spielt der Begriff des Antriebs auch hier eine besondere Rolle.

In einem typischen Experiment untersuchte Miller das instrumentelle Lernen als Konsequenz einer Reaktion, die einen Angstreiz reduziert: Die Ratte sitzt dabei in einem Käfig mit einem schwarzen und einem weißen Abteil. Im weißen Teil wird ein Elektroschock verabreicht. Die Ratte flieht ins schwarzes Abteil, d.h. Angstreaktion wird auf das weiße Abteil konditioniert. Nun wird geprüft, ob die Angst vor dem weißen Abteil zum Lernen einer neuen Reaktion führt. Um fliehen zu können, muß die Ratte zuvor ein im weißen Abteil angebrachtes Rad drehen. Da die Ratte dies lernt, bedeutet dies, daß sie einen Angstantrieb in Verbindung mit dem weißen Abteil entwickelt hat. Dieser Antrieb bereitet alles für die Verstärkung vor, d.h. eine Reduzierung des Angstreizes.

Dollard und Miller versuchten, ihre Lerntheorie auf die *Entwicklung von Persönlichkeitsstörungen* anzuwenden. Diese Störungen sind aus ihrer Sicht *erlernte Fehlanpassung*, die vor allem anhand von *Annäherungs-Vermeidungskonflikten* und *Angstantriebsreizen* erklärt werden können. Daneben ist auch ein *Annäherungs-Annäherungskonflikt* denkbar. Beim Vermeidungs-Vermeidungskonflikt ist unklar, welche Alternative unangenehmer ist.

Die liberaleren Reizreaktionstheoretiker betonten die Bedeutung organismischer Variablen (Antriebe, höherer kognitiver Prozesse), die zwischen Reiz und Reaktion geschaltet sind. Der Begriff des Antriebs, der wohl auf die psychoanalytische Prägung von Miller & Dollards Theorie zurückgeht, hat aber in späteren Jahren wesentlich an Bedeutung verloren.

### 7.9.5 Soziale Lerntheorie

Gegenstand der Theorie des sozialen Lernens ist die Frage, wie komplexe (soziale) Verhaltensmuster erworben, ausgeführt und beibehalten werden. Zentrale Konzepte sind das *Beobachtungslernen* oder *Modelllernen*. Im sozialen Behaviorismus stehen *kognitive Prozesse* im Mittelpunkt: so etwa die *Selbstkontrolle* und die *Wahrnehmung der Effektivität* der eigenen Handlungen oder Fähigkeiten. Die Gemeinsamkeiten mit der traditionellen Lerntheorie bestehen hinsichtlich der Einschätzung der Bedeutung von dispositionellen Strukturmerkmalen der Persönlichkeit: Dispositionen sind von *geringer* Bedeutung; Personen passen sich durch Lernen an eine verändernde Umgebung an. Die sozialen Lerntheoretiker vertreten dagegen die Auffassung, daß die Aneignung des Verhaltens auch *ohne direkte Verstärkung* möglich sei.

Die Grundlage von Persönlichkeitsstrukturen nach Bandura sind *kognitive Prozesse* und *Selbstregulationsprozesse*. Wesentliche Konzepte hierbei sind Ziele und Pläne, die das Verhalten über längere Zeiträume organisieren. Diese setzen Prioritäten bei den Verstärkern und helfen, zwischen Handlungen auszuwählen.

*Das Konzept des Selbst* erklärt kognitive Prozesse wie Selbstwahrnehmung, Selbstkritik, Selbstkontrolle: z.B. Selbstwahrnehmung der Effektivität der eigenen Handlungen: (1) Welche Aktivitäten wer-

den ausgeführt; (2) Wieviel Energie wird investiert; (3) Wie wird mit Hindernissen umgegangen; (4) Welche Kognitionen treten bei einer bestimmten Aufgabe auf und (5) Welche emotionalen Reaktionen treten auf?

*Beobachtungslernen* (Modelllernen; Imitation und Identifikation kann auch für andere Kategorien wie Einstellungen und Werthaltungen gelten. Verhaltensweisen können nicht nur durch Beobachtung des Modells erlernt werden; auch emotionale Reaktionen, z.B. Angstreaktionen, können durch stellvertretende Konditionierung des Modells erworben werden. Nicht nur das Verhaltensmuster selbst, sondern die Konsequenzen können durch Beobachtungslernen erworben werden. Die klassische Studie von Bandura, Ross & Ross (1961) belegt, daß Kinder häufiger als Kontrollpersonen zuvor gesehene Aggressionsakte ausführen (vgl. Allg. Psych. II). Die Beobachtung eines Modells führte zur *Ausformung neuer Verhaltensweisen*, aber auch zur *Enthemmung von aggressiven Handlungen*, die vom Modell nicht vorgeführt worden waren. Die Effekte traten auch dann auf, wenn die Modellperson nicht mehr anwesend war.

*Mischel*, dessen Mentor *Kelly* war, beschäftigte sich seit den 50er Jahren mit dem Erlernen von Regeln, die dem einzelnen einen *Belohnungsaufschub* ermöglichen, einer unerläßlichen Voraussetzung des sozialen Lebens. Mit dem Namen Mischels ist weiterhin die sog. *Interaktionismusdebatte* in der Persönlichkeitspsychologie verbunden. Diese Kontroverse befaßte sich mit der Frage: Gibt es eine ausreichende transsituative Konsistenz, um den Glauben an Traits zu stützen? Die Position des Interaktionismus besagt, daß eine Wechselwirkung (Interaktion) zwischen situationspezifischen Wirkfaktoren und individuellen Dispositionen das Verhalten in der jeweiligen Situation bestimmt. Anstelle von Traits schlug Mischel (1990) „Kognitive Persönlichkeitsvariablen der sozialen Lernens“ vor, die folgende Kategorien einschließen:

- Kompetenzen (Akquisition von Informationen über die soziale und physische Welt; Problemlösestrategien)
- Personale Konstrukte/Enkodierungsstrategien (Schemata zur Kategorisierung von Erfahrungen)
- Expectancies (Erwartungshaltungen bzgl. Reizen oder Verhalten)
- Subjektive Werthaltungen („incentives“)
- Selbstregulierende Systeme (mentale Pläne zur Selbstregulation und Regulation des Verhaltens)

Ein bekanntes *generalisiertes S-R-Gefüge* betrifft die *Erwartungshaltung* von Personen, ob die erlebten Verhaltenskonsequenzen *generell* dem *eigenen* oder *äußeren, situativen* Umständen oder anderen Personen zugeschrieben werden können. Dies führte zur Entwicklung des Konstrukts "*locus of control of reinforcement*" im Sinne eines Persönlichkeitsmerkmals (externale vs. internale Kontrollüberzeugung) (s.a. Kapitel: Handlungsüberzeugungen). Zu diesem Thema existieren bis heute zahlreiche (ca. 2000) Veröffentlichungen. Ein *interner Locus of control* soll mit erhöhter Selbstverantwortung (z.B. Zahnarztbesuche, Impfungen, Sicherheitsgurt anlegen, Verhütungsmittel, weniger Rauchen) einhergehen. Weitere generalisierte Erwartungshaltung sind z.B. "zwischenmenschliches Vertrauen" etc.. Mischel und Rotter waren - so wie auch Kelly - gegenüber dem rein dispositionellen Ansatz kritisch eingestellt. Sie betonten *Situationsmerkmale* und *kognitive Prozesse*. Die Forschung zum sozialen Lernen und Beobachtungslernen geht jedoch weit über den behavioristischen Ansatz hinaus. Durch die Annahme *kognitiver Strukturen* unterscheiden sich diese Theorien wesentlich vom ursprünglichen Behaviorismus. Ein weiterer Unterschied besteht in der Annahme einer *Interaktion zwischen Organismus und Umgebung* (vgl. "reziproker Determinismus").

*Gemeinsam* ist allen Verhaltenstheorien die *zentrale Betonung von Lernen*. Lernvorgänge betreffen nicht nur den Erwerb spezifischer Verhaltensweisen, sondern auch die situationspezifische Steuerung des Verhaltens. Gegenstand der Theorien ist das *beobachtbare, unmittelbar registrierbare Verhalten* in genau definierten Situationen. Die Methode ist das *präzise kontrollierte Experiment*. Die meisten Verhaltenstheoretiker lehnen eigenschaftstheoretische Begriffe, Strukturbegriffe, wie etwa das Ich oder das Unbewußte, aber auch Erbanlagen als Quelle des Verhaltens ab. *Verhalten* wird als *situationsabhängig*, nicht dispositionsgebunden interpretiert. Persönlichkeitsunterschiede zwischen den Menschen werden auf unterschiedliche Lernerfahrungen zurückgeführt. In diesem Sinne versteht sich diese Forschungsrichtung der Persönlichkeitspsychologie als Teilgebiet der Allgemeinen Psychologie.

Im Gegensatz zu Freuds Pessimismus ist der (amerikanische) Optimismus (bzw. Wissenschafts- und Fortschrittsglaube) bemerkenswert, die menschliche Erziehung und Lebensumstände positiv verändern zu können.

## 7.10 Kontroversen und Trends der Persönlichkeitsforschung

### 7.10.1 Gesichtspunkte zur Bewertung und zum Vergleich von Persönlichkeitstheorien

#### *Theorien- und Methodenpluralismus*

Der Theorien- und Methodenpluralismus in der Persönlichkeitspsychologie ist offenkundig und überwältigend, so daß eine "Toleranz der Ambiguität" (Frenkl-Brunswik) notwendig ist. Allerdings haben viele der sog. Theorien höchstens den Status spekulativer Entwürfe. Gründe des Pluralismus sind zu suchen in (a) den Menschenbildern (phil.-anthropol. Vorentscheidungen), (b) den Zielsetzungen (empirischen Fragestellungen), (c) den Erfahrungshorizonten der Autoren (Studienfach, Kompetenzen, Praxisfeld, Populationen bzw. Settings). Sind Pluralismus (Freiheit von Dogmatik oder Beliebigkeit?) oder Konvergenz (Integration, Komplementarität oder Fehlerbeseitigung?) Anzeichen der Wissenschaftlichkeit oder des Entscheidungsnutzens einer Theorie?

#### *Unterscheidung von "Perspektiven"*

Die Perspektiven (Ansätze, Schulen, Richtungen) der Persönlichkeitspsychologie werden in den Lehrbüchern in unterschiedlicher Weise gegliedert (z.B. Liebert & Spiegler: psychoanalytische/dispositionale/phänomenologische/behaviorale Strategie; oder Carver & Scheier: dispositionale psychodynamische/phänomenologische/lerntheoretische und Informationsverarbeitungs-Perspektive; oder Maddi: Konflikt-Modell (z.B. Freud), Vervollkommnungs-Modell (z.B. Rogers, Fromm), Konsistenz-Modell (z.B. Kelly, Festinger)). Vorzüge dieser Gliederungen sind die Darstellung der Leitidee einer Theoriengruppe und der Pro und Con, sowie der Persönlichkeitstheorie als Assessmenttheorie. Nachteile sind die fragliche Prägnanz spezieller Theorien im Vergleich zu autorenzentrierten Darstellungen (vgl. z.B. Pervin, Bischof, Lindzey & Hall, Maddi). Multi-Perspektivität führt um so mehr zu Fragen nach Überlappung, Kombination, Komplementarität, Integration – und damit zur theoretischen Auseinandersetzung und empirischen Prüfung der theoriespezifischen Ableitungen und Methoden.

#### *Kriterien des Theorienvergleichs (Meta-Theorie)*

In den "Perspektiven" sind implizit oder explizit bestimmte Positionen erkennbar, die philosophisch, wissenschaftstheoretisch, geschichtlich, psychobiographisch usw. zu interpretieren und ideologiekritisch zu diskutieren sind.

(1) Themen der *philosophisch-psychologischen Anthropologie* sind der Begriff des Individuums und dessen Kritik (Individuum und biologische Gattung, Individuum und Gesellschaft, Individualität und Personalität), sowie Menschenbilder als Ab- und Leitbilder.

(2) Wesentliche *wissenschaftstheoretische Positionen* und abgeleitete Überzeugungssysteme hinsichtlich der Zielsetzungen wissenschaftlicher Persönlichkeitspsychologie und der adäquaten Methodik sind z.B. idiographisches Verstehen (Hermeneutik) versus nomothetische Rückführung auf allgemeine Gesetze (statistische Analysen). Wichtige Themen sind: Biographie und Pathographie oder auch Vorhersage des individuellen Verhaltens und Befindens als Basis der wissenschaftlichen Verhaltensmodifikation (Pädagogik und Psychotherapie). Formale Bedingungen der Wissenschaftlichkeit, bzw. Abgrenzung von nicht-wissenschaftlichen Meinungen, philosophischen Auffassungen, naiven und impliziten Persönlichkeitskonzepten (Maßstab der kritischen Prüfbarkeit, liberalisierter Falsifikationismus?). Adäquatheitsbedingungen, welche Methoden für welche Ziele (Phänomene) angemessen sind. Rationale Mittel-Ziel-Analysen im Hinblick auf das Wertproblem.

(3) *Allgemeine Gesichtspunkte zum Vergleich wissenschaftlicher Theorien in der Psychologie:*

*Syntax einer Theorie:* Grad der Axiomatisierung in primären Aussagen (Axiomen, Postulaten, Prinzipien) und in sekundären Aussagen (Schlußfolgerungen, Theoremen); mögliche Symbolisierungen (Zeichen und Kalküle); Grad der Formalisierung mit Regeln, nach denen innerhalb dieser Theorie Aussagen abgeleitet und konstruiert werden.

*Semantik einer Theorie:* Bedeutung, insbesondere empirische Bedeutung und Wahrheitsgehalt von Begriffen und Aussagen, Grad der Bestätigung wissenschaftlicher Hypothesen und Modelle in der Erfahrung (nach Madsen, 1968). *Cronbachs "Two disciplines of scientific psychology" (1957)*, d.h. die manipulierende, experimentalpsychologische und korrelationsstatistische Forschungsstrategie (vgl. Campbell, 1970: *The social scientist as methodological servant of the experimenting society*).

*Metaphorischen Besonderheiten* (Gleichnisse, Analogien) bestimmter Persönlichkeitstheorien (Mehrabian, 1968): räumlich-hydraulische Metapher (Freud), Schichten- und Zwiebel-Metapher, S-R-Mechanismus, Regelkreis-Metapher („Kühlschrank“) und Computerprogramm-Metapher, Gleichgewichts-Metapher (Homöostase) u.a. problematische Gleichnisse oder Gleichsetzungen.

Unterscheidung deskriptiver und explikativer Konstrukte nach dem *"Kanon der empirischen Psychologie"* (Herrmann, 1976): Die Theorie muß mit Hilfe objektiver und zuverlässiger Beobachtungen und Messungen *überprüfbar* sein. Dies beinhaltet Forderungen nach Widerspruchsfreiheit, logischem Zusammenhang, Expliziertheit und Revisionsfähigkeit.

*Spezielle Gesichtspunkte zum Vergleich verschiedener Persönlichkeitstheorien*

*Bischof* (1964): (1) Verständlichkeit einer Theorie (klare Sprache, ohne Neologismen); (2) Nützlichkeit, so daß die Persönlichkeitstheorie zum sinnvollen Fortschritt der Menschheit zu besseren Lebenszielen beiträgt; (3) Sammlung des Bekannten und Organisation zu einem sinnvollen Ganzen; (4) Klärung menschlichen Denkens; (5) Leistung genauer Vorhersagen.

*Thomae* (1968): (1) Ausprägung der nomothetischen Tendenz (entweder als Reduktion auf Basisprozesse oder als Klassifikation von Merkmalen bzw. in Typen); (2) Ausprägung der individualisierenden idiographischen Tendenz (ganz vom dargestellten Subjekt, vom subjektiven Leitbild ausgehende Theorie); (3) normative Tendenz (Beurteilung nach äußeren sozialen, kulturellen u.a. Wertmaßstäben).

*Endler & Magnusson* (1976): (1) gesuchte Gesetzestypen; (2) Determinanten des Verhaltens; (3) Analyseeinheiten; (4) Konsistenz vs. Spezifität; (5) Entwicklungsaspekte (Interesse an Entwicklung, biolog.-psychol. Akzentsetzung); (6) Forschungsstrategie (primär interessierende Populationen, Methodik der Datenerhebung, Datenanalysekonzepte).

*Maddi* (1989): Kriterien einer "guten" Theorie: (1) breiter Geltungsbereich; (2) Sparsamkeit; (3) Prüfbarkeit; (4) Präzision der Sprache (ohne Metaphorik); (4) Operationalisierung wenigstens einiger Begriffe; (5) Stimulation wissenschaftlicher Aktivität (Heuristik).

*Pervin* (1981): Gesichtspunkte Struktur, Prozeß, Entwicklung und Wachstum, Psychopathologie und Verhaltensänderung.

### 7.10.2 Kontroversen der Persönlichkeitspsychologie

Nach welchen Urteilsprozessen der Theorienvergleich tatsächlich stattfindet, und Paradigmenwechsel, Wenden und Moden in der Psychologie ablaufen, ist wissenschaftshistorisch kaum untersucht. Bevorzugte Themen der Auseinandersetzung werden als "Kontroversen" bezeichnet. Trends sind in theoretischen (spekulativen) Ansätzen, die aktuelles Interesse finden, zu erkennen, Sie stellen oft Neuaufgaben überdauernder Fragestellungen unter anderem Namen dar, gelegentlich jedoch mit vertiefter Einsicht und methodischen Fortschritten.

#### 1. Idiographik-Nomothetik

Diese fundamentale Kontroverse ergibt sich aus der Stellung der Psychologie zwischen Biologie, Geistes- und Sozialwissenschaften. In vielen speziellen Kontroversen manifestieren sich solche Vorentscheidungen dann in der Formulierung von Fragen, Methoden, Kriterien usw. Beispiele für diese Gegensätze sind: *Hermeneutische Wahrheit des historischen Subjekts – kritisch-rationalistische Theorie der psychophysischen Individualität*, Personologie – Differentielle Psychologie. Biographisch, deskriptiv, subjektbezogen – multimethodal, explikativ, verhaltensbezogen. Reflektion und Interpretation von Innerlichkeit, Intentionen, Kommunikation, Handlungen – Vorhersage individueller Unterschiede des Verhaltens und Befindens (Assessment und Kriterienvorhersage zu bestimmten Zwecken). Statt wechselseitiger Simplifikationen und "Feindbilder" oder oberflächlicher Synthesen (Synkretismen) ist das *Komplementaritätsprinzip* realistischer und fruchtbarer.

#### 2. Spezielle Kontroversen

Einige der herausragenden Kontroversen sind: *Erbe-Umwelt-Problem* (siehe auch Geschlechtsunterschiede; Heritabilitätsschätzungen der Intelligenz "Jensen-Herrnstein-Eysenck-Debatte", "Begabung", Lernen und Förderungschancen); *Stabilität vs. Veränderung von Persönlichkeitsmerkmalen* (relative zeitliche Stabilität und transsituationale Konsistenz, relative Invarianz über die Lebensspanne – lebenslange Bewältigungsprozesse von Entwicklungsaufgaben, *Modifizierbarkeit* durch Erziehung, Training, Psychotherapie); *Kontroverse Sicht der Eigenschaftskonzepte* (neurobiologische Fundierung von Eigenschaften – wiss. Beschreibungsdimensionen aufgrund methodischer Datenreduktion – kognitive Schemata der Informationsverarbeitung – sozialpsychologisch zu erklärende Konstruktionen des Laien aufgrund naiv-impliziter Konzepte und sozialer Stereotypen der Laienepistemologie, d.h. "multireferentielle Laienkonzepte"). *Vorhersagbarkeit des Verhaltens* ("Einstellung und Verhalten", Assessment und Prediction vs. "klinischer" Urteilsbildung und Psychographie des Einzelfalls. Fragliche Kriterienvalidität psychologischer Tests "Mischel-Epstein-Kontroverse": Mischel (1968)  $r_{tt}$  hoch,  $r_{tk} \leq 0.30$ ).

Am bekanntesten ist jedoch die sog. *Interaktionismus-Kontroverse*, in der es nicht allein um Varianzquellen und Konsistenz des Verhaltens, sondern um Erklärungshypothesen und Optimierung der Vorhersage geht. Zentrale Fragen dieser Dispositionismus – Situationismus – Interaktionismus (Transaktionismus) – Kontroverse sind die folgenden: Ist das manifeste Verhalten primär bedingt (1) durch relativ invariante Dispositionen, (2) durch die Merkmale der Stimuli und des objektiven Settings (Barker) oder durch die (3) Interaktion von Person und Situation (als wahrgenommene, bewertete Situation und "soziales Klima" (Moos) bzw. Transaktion (wechselseitige Bedingtheit und Formung).

### 3. Kontroversen der Persönlichkeitspsychologie am Beispiel der Interaktionismus-Debatte

Mischels (1968) These, individuelle Eigenschaftskennwerte würden zwar hohe Stabilitätskoeffizienten (in "identischen" Situationen), aber geringe, nur selten  $r=0.30$  übersteigende, transsituationale Verhaltenskonsistenz zeigen, enthielt eine massive Kritik an traditionellen Eigenschaftstheorien und setzte zusammen mit Bowers (1973) Kritik am Situationismus eine Debatte in Gang. Diese wurde vor allem von Endler und von Magnusson getragen, fand aber auch scharfe Antikritik u.a. von Herrmann und Eysenck.

Das folgende Dreier-Schema nach Endler und Magnusson ist grob vereinfacht, hat aber nicht nur die polemische Rolle eines "irreführenden Geschichtsklischees" (Herrmann), sondern hat als Herausforderung an präzisere Terminologie und bessere Forschungsstrategien auch Gewinn gebracht:

(1) *Personenbezogener Ansatz bzw. Eigenschaftsmodell:  $V=f(P)$*

Das individuelle Verhalten ist hauptsächlich eine Funktion der Person, d.h. ihrer relativ überdauernden Eigenschaften (inneren Dispositionen), welche die wichtigsten Analyseeinheiten bilden. Von der in einer (Test-)Situation beobachteten Ausprägung dieser Eigenschaft kann auf das (Kriterien-)Verhalten in anderen Situationen geschlossen werden, wobei eine relativ breit generalisierte Verhaltenskonsistenz also invariante Rangordnung der Personen angenommen wird.

(2) *Situations- bzw. stimulusbezogener Ansatz:  $V=f(U)$*

Das individuelle Verhalten ist hauptsächlich eine Funktion der Umwelt, d.h. einer konkreten Situation mit bestimmten Stimulusmerkmalen und den vorausgegangenen Verstärkungen des betreffenden Verhaltens. Analyseeinheiten sind S-R-Beziehungen und Verhaltenskontingenzen – bei kognitivistischer Perspektive dagegen die subjektive Interpretation der realen Situation und Handlungen.

(3) *Interaktionsbezogener Ansatz:  $V=f(P \times U)$*

Das individuelle Verhalten ist hauptsächlich eine Funktion der jeweiligen Person-Situation-Wechselwirkung. Analyseeinheiten sind die Interaktionsformen, die als kontinuierlicher Rückkopplungsprozeß mit einem intentional und aktiv Handelnden gesehen werden. Personen wählen sich zumindest teilweise "ihre" Situation aus oder schaffen sie sogar:  $V=f(U)$  und  $U=f(V)$  bzw.  $U=f(P)$ .

Stellt *dieser* Interaktionismus (ähnliche Ideen bei Marx, G.H. Mead, Freud, Lewin, Allport u.a.) eine überlegene, fortschrittliche Synthese von (1) und (2) dar? Es bestehen Mißverständnisse in der Terminologie:

- *Eigenschaft*: Wesens- und Charaktereigenschaft oder Dispositionsprädikat als Annahmengenfüge mit statistischen Erwartungswahrscheinlichkeiten *relativer* Invarianz über Situationsklassen?
- *Situation*: reale oder subjektiv interpretierte Situation; Zirkularität einer von Personen unabhängigen Definition, Hoffnungslosigkeit einer befriedigenden Taxonomie, sobald man über fokale Stimuli hinausgeht?
- *Interaktion*: naiv-beschreibender Interaktionsbegriff von Abfolgen sozialen Verhaltens, *experimentalmethodischer Begriff* für das Zusammenwirken von UV (Varianzanalyse), als *kognitiv-dynamischer Begriff* reziproker Wahrnehmungs- und Bewußtseinsprozesse, als *Transaktion* im Sinne wechselseitiger aktiver Formung. Große Schwierigkeit der Interaktionsanalyse in Lebenssituationen, extreme Schwierigkeit, Transaktionen adäquat zu erfassen?

Methodische Präzisierungen betreffen: *Reliabilität*: Verhältnis wahrer zu beobachteter Varianz. *Innere Konsistenz*: Zusammenhang "paralleler" Beobachtungen (Items) in einer (Test-)Situation. *Stabilität*: Korrelation von Werten aus zwei zeitlich auseinanderliegenden "identischen" Situationen (Reproduzierbarkeit). *Validität*: Verhältnis von Index (Beobachtung, Testwert) zu Konstrukt oder Kriterium. *Generalisierbarkeit*: Verhältnis von bestimmtem (fokalen) Index zu spezifiziertem Universum von Indices unter anderen Bedingungen (Zeiten, Situationen) (s. Cronbach et al.). *Relative personale Konsistenz*: trotz möglicher inter- und intraindividuelle Variabilität bestehende Rangordnung der Individuen über mehrere Situationen. Weitere Konzepte: relative Rangordnung von Situationen für Individuen; individuelle transsituationale Verhaltensprofile (siehe Magnusson, Lantermann, Ozer (1986); u.a.).

Empirische Beiträge: ANOVA-Pläne mit Q-Daten (S-R-Anxiousness-Inventory von Endler etc.) mit schweren grundsätzlichen Mängeln ("varianzanalytische Sackgasse", Olweus, 1978). Wesentlich ist die Vorhersagbarkeit der Rangordnung von Individuen. Stockholmer Projekte (Magnusson, Heffler u.a.) mit LQT-Daten, verschiedenen Situationen und Kriterien. "Individuen werden am besten durch die Kombination von zwei Parametern beschrieben: (a) Kennwerte, welche die stabile Rangfolgeposition des Individuums in relevanten Variablen, d.h. den traditionellen Beschreibungswesen von Individuen im Eigenschafts-Meßmodell, angeben und (b) Kennwerte, die besondere (unique) transsituationale Profile für relevante Variablen angeben" (Magnusson, 1980, S. 22). Eine anspruchsvolle MTMM-Analyse von Small et al. (1983) aufgrund von BO- und BR-Daten prosozialen und dominanten Verhaltens in Settings (Jugendcamps) ergab eine deutliche Stützung des Eigenschaftskonzepts. Es gibt aber nur wenige Beispiele dieser Art.

Insgesamt scheint die lang anhaltende, meist vom Schreibtisch geführte Debatte zu einer Sättigung geführt zu haben und zur Rücknahme extremer Behauptungen (Mischel, Magnusson), sowie zu ausdrücklicher Erinnerung an Vorläufer (z.B. Allport u.a. Eigenschaftstheorien mit interaktionistischen Aspekten), Kritik an Simplifikationen und Konfusionen (Herrmann, 1980; Graumann, 1979). Eine lehrreiche oder eine fruchtlose Kontroverse? (s.a. Kenrick & Funder, 1988; Pervin, 1985; Carson, 1989).

Die Argumentation der Interaktionismus-Debatte findet sich zusammenfassend in der Übersichtsarbeit von Kenrick & Funder (1988), die sieben empirisch begründete Hypothesen zusammenstellten. Argumente für eine tatsächliche Konsistenz des Verhaltens werden dort mit Argumenten kontrastiert, die für eine „künstlich erzeugte“ Konsistenz sprechen. Zentral ist also die Frage, welche alternativen Erklärungen und Konzepte für die Konsistenz des Verhaltens angeboten werden können:

*(1) Die Persönlichkeit ist in den Augen der Betrachter.*

Demnach gibt es Persönlichkeit nicht wirklich, sondern sie entsteht erst auf dem Weg über die *Wahrnehmung des Verhaltens anderer* oder des eigenen Verhaltens. Möglicherweise ist es die Wahrnehmungs- oder Gedächtnisökonomie, die Persönlichkeit im Sinne konsistenten Verhaltens entstehen lassen. Demnach gibt es keine wirkliche Konsistenz des Verhaltens - Realität und Beobachtung fallen auseinander.

Diese Hypothese wird gestützt durch die Ergebnisse von Untersuchungen, die zeigen, daß systematische Fehler bei der Verarbeitung sozialer Information auftreten. Es wird behauptet, daß "*implizite Persönlichkeitstheorien*" und "*Skripte*", d.h. Standardvorstellungen zum Verhalten in bestimmten Situationen, wesentlich zur Wahrnehmung von Persönlichkeit beitragen. Empirische Ergebnisse zeigen allerdings, daß die Übereinstimmung zwischen verschiedenen Beobachtern nicht so groß ist, wie bei systematischen Beobachtungsfehlern zu erwarten wäre. Statt Konsistenz können unsystematische Beobachtungsfehler festgestellt werden. Diese Fehler sollen auf die ungewöhnlichen, künstlich-experimentellen Situationen und auf die geringe Reliabilität der Messungen zurückführbar sein.

*(2) Die Konsistenz entsteht durch die semantische Struktur unserer Sprache.*

Immer wenn wir Beobachtungen in Begriffe fassen, um sie weiterzugeben, müssen wir auf eine *gemeinsame semantische Struktur* zurückgreifen. Dabei entsteht mangels Vielfalt ein gewisser Grad an Konsistenz. Niemand wird bezweifeln, daß die gemeinsamen Vorstellungen einer Gesellschaft keine Rolle spielen könnten. Ein gemeinsames Verständnis für die "Labels", mit denen gewisse Dinge bezeichnet werden, ist unerläßlich. Die Frage ist nur, ob darüber hinaus eine davon unabhängige Bestimmung individueller Unterschiede möglich ist. Dafür spricht die Feststellung, daß entsprechende Unterschiede auch unter Umgehung eines Beobachters gefunden werden können. Außerdem ist dies bei Beobachtungsgegenständen möglich, deren Zusammenhang mit einem Persönlichkeitsmerkmal nicht offensichtlich ist. In Fragebogen und Ratingsystemen sind auch Fragen bzw. Beobachtungsgesichtspunkte zu finden, die sehr spezifisch sind und deren Zuordnung zu einem Persönlichkeitsmerkmal keineswegs eindeutig ist.

*(3) Alle Beobachter haben die gleichen Vorstellungen bezüglich dessen, was normal ist.*

Es wird behauptet, daß es ein *Basisniveau* - im Sinne eines Referenzwertes - gibt, bezüglich dessen alle Beobachter miteinander übereinstimmen. Wegen dieser Übereinstimmung entsprechen sich dann auch die verschiedenen Beobachterurteile in der Richtung der Abweichung von diesem Basisniveau. Durch diesen Bezug ergibt sich eine Minimalübereinstimmung zwischen Beobachtern. Er impliziert aber auch, daß bei einer Gruppe von Personen, deren Werte alle über oder unter dem Basisniveau liegen, keinerlei Konsistenz der Beobachtungen festgestellt werden kann.

*(4) Übereinstimmung geht auf Stereotypen zurück, die auf offensichtlichen Hinweisreizen beruhen.*

Dieses Argument macht von den Ergebnissen der *Stereotypen-Forschung* Gebrauch und bezieht sich auf die manchmal besonders hohe Übereinstimmung zwischen Beobachtern. Die Stereotypen-Forschung geht davon aus, daß Stereotypen sowohl bei der Wahrnehmung als auch bei der Abspeicherung von Beobachtungen im Gedächtnis eine Rolle spielen. Solche Stereotypen können, müssen aber nicht mit der empirischen Realität übereinstimmen. Übereinstimmung und Konsistenz wird durch die Benutzung dieser gemeinsamen Stereotypen erklärt. Es gibt zahlreiche Stereotypen, die physische und psychische Eigenschaften miteinander in Beziehung setzen (vgl. Konstitutionstheorien). Physische Eigenschaften werden mit Temperamenteigenschaften in Verbindung gebracht.

Meistens verfügen Beobachter zwar über Daten zu äußerlichen Merkmalen, nicht jedoch oder nur in geringem Maße über Daten zum Temperament. Müssen nun mehrere Beobachter das Temperament bzw. damit zusammenhängende Eigenschaften einschätzen, so ist es durchaus möglich, daß durch das Vorhandensein von Merkmalen eines bestimmten Stereotyps alle Beobachter dazu tendieren, der betreffenden Person vor allem ein hohes Maß an Gemütlichkeit, Freundlichkeit, etc. zu unterstellen. Stereotypen sind nur unter bestimmten Bedingungen wirksam und können durch geeignete Maßnahmen bei der Testkonstruktion bzw. durch Beobachterschulung weitgehend ausgeschaltet werden.

(5) *Konsistenz kommt dadurch zustande, daß alle Beobachter die gleichen Zielsetzungen verfolgen bzw. sich aufeinander abstimmen.*

Die Übereinstimmung kommt demnach durch Abstimmungen im Rahmen von mehr oder weniger expliziten Diskussionen zustande und nicht durch echte Beobachtungen. Die Konsistenz des Verhaltens ist demnach nichts anderes als ein *verabredetes Beobachtungsartefakt*. Empirische Untersuchungen widerlegen jedoch diese Hypothese. Dazu wurden Vergleiche zwischen den Beobachtungen der Eltern von Studenten und den Beobachtungen der Freunde und Bekannten dieser Studenten vorgenommen. In einer dieser Untersuchungen von Kenrick und Springfield (1980), die in einer abgelegenen College Town in Montana durchgeführt wurde, ließ man Studenten zunächst durch Kommilitonen nach verschiedenen Persönlichkeitsmerkmalen und Verhaltensbesonderheiten beurteilen. Dann wurden entsprechende Daten von den Eltern der Studenten, die mitunter hunderte Kilometer weit entfernt lebten, eingeholt. Die Wahrscheinlichkeit einer Interaktion zwischen den Kommilitonen und Eltern und damit die Wahrscheinlichkeit einer Abstimmung waren also sehr gering. Die Ergebnisse zeigen, daß die Übereinstimmung zwischen jeweils den beiden Elternteilen untereinander nicht größer ist als die Übereinstimmung zwischen den Kommilitonen und den Eltern. Außerdem wurde festgestellt, daß der Grad der Übereinstimmung mit dem Grad der Beobachtbarkeit variiert. Bei eher "beobachtbaren" Traits wie Freundlichkeit besteht eine höhere Übereinstimmung als bei weniger "beobachtbaren" Traits wie Emotionalität.

Offensichtlich hängt das Beobachterurteil deutlich vom tatsächlich beobachteten Verhalten ab. In einer Studie von Amabile und Kabat (1982) beobachteten Personen, die später ein Beobachtungsurteil abgeben sollten, eine weitere Person, die sich selbst darstellte, d.h. von sich selbst erzählte. Diese Target-Person charakterisierte sich beispielsweise als "introvertiert" oder als "extravertiert". Verhalten und Selbstbeschreibung waren diskrepant. Anschließend wurde untersucht, ob das Beobachtungsurteil primär durch das Verhalten oder die Selbstbeschreibung bestimmt war. Es wurde festgestellt, daß das Beobachterurteil in erster Linie mit dem tatsächlich beobachteten Verhalten übereinstimmte.

(6) *Situationale Erklärung für die Konsistenz des Verhaltens.*

Es wird behauptet, daß Beobachtungen nur in einer festgelegten Klasse von Situationen gemacht werden. Diese Situationen bedingen jeweils ganz bestimmte Verhaltensweisen im Sinne von Reaktionen auf die Situationen. Demnach ist die Konsistenz nichts anderes als ein *situativer Effekt*. Die Übereinstimmung ergibt sich dadurch, daß die Beobachter sich an der Situation orientieren, in der sich der Beobachtete befindet. Aufgrund dieser Hypothese ist zu erwarten, daß Beurteilungen, die in unterschiedlichen Situationen gemacht werden, nur wenig übereinstimmen. Dies bedeutet, daß eine Person von den Bekannten, die sie im Freizeitverein trifft, anders eingeschätzt wird als von Personen, mit denen sie den Arbeitsplatz teilt. Gegen die unbeschränkte Validität dieser Hypothese sprechen jedoch Befunde von Studien, die den Grad der Übereinstimmung zwischen den Beobachtungen in verschiedenen Situationen untersuchen. Die o.g. Studie von Kenrick & Springfield (1980) belegt, daß auch Übereinstimmung zwischen Beobachtern gefunden wird, die die Target-Person in unterschiedlichen Settings erleben.

Das Gegenteil belegen jedoch Studien von Mischel und Mitarbeitern für den Bereich des Altruismus bei Kindern. Weitergehende Untersuchungen haben jedoch gezeigt, daß es letztlich auf die Reliabilität der Daten ankommt. Unreliable Daten weisen meist einen hohen Anteil an situationsspezifischer Varianz auf, während bei reliablen Daten der traitspezifische Anteil dominiert. Von Kenrick & Funder (1988) wird daher vorgeschlagen, hier keinen prinzipiellen Gegensatz zu sehen. Statt dessen sollen die jeweiligen Umstände und Zielsetzungen in stärkerem Maße berücksichtigt werden. Sie schlagen eine differenzierte Sichtweise von Traits vor. Diese Überlegungen sind in die folgenden fünf Annahmen eingegangen:

- Traits beeinflussen das Verhalten nur (oder primär) in relevanten Situationen (z.B. beeinflusst Angst das Verhalten einer Person dann, wenn die Person eine Situation als bedrohlich empfindet).
- Die Traits einer Person können sich auf die Umwelt (Situation) auswirken und zu deren Veränderung führen (z.B. kann ein aggressives Kind auf einem ansonsten friedlichen Spielplatz Feindseligkeit hervorrufen).
- Personen suchen nach Situationen, um ihren Traits gerecht zu werden (z.B. wird sich ein eher schüchterer Mensch nicht die Politik als Betätigungsfeld aussuchen).

- Traits können sich ändern, wenn eine Person längerfristig mit den eigenen Traits nicht zu vereinbarenden Bedingungen ausgesetzt ist (z.B. werden Studenten im Laufe der Zeit im allgemeinen liberaler und bleiben dies auch eine gewisse Zeit lang nach dem Studium).
- Der Ausdruck von Traits im Verhalten hängt von den Beschränkungen der Situation ab. Manche Situationen wirken stark einschränkend im Vergleich zu anderen (z.B. eignet sich die Situation in einer Kirche nicht für den Ausdruck von Extraversion im Verhalten).

(7) *Es gibt zwar Traits, aber ihr Einfluß auf das Verhalten ist vernachlässigbar klein.*

Es mag zwar so etwas wie eine transssituationale Konsistenz geben, diese ist jedoch im Vergleich zu dem Druck, der von einer bestimmten Situation ausgeht, sich in einer bestimmten Art und Weise zu verhalten, belanglos. Weiterhin wird behauptet, daß Konsistenz sich eigentlich nur mittels der Erhebung von Fragebogendaten erzielen lasse, da in diesem Fall der Druck der jeweiligen Situation wegfällt. Das reale Verhalten unterliege jedoch wieder dem Druck der Situation. Auf die Entwicklungen zum Situationismus und zum Interaktionismus wurde bereits hingewiesen; auch darauf, wie der Grad an Reliabilität sich hierbei auswirkt. Wird das Verhalten mit einem hohen Maß an Reliabilität erfaßt, dann wird zumindest auch ein hohes Maß an transssituationaler Konsistenz gefunden. Darüber hinaus muß auf den möglichen Entscheidungsnutzen hingewiesen werden, der auch mit Validitätskoeffizienten von nur geringer Höhe unter Umständen erzielt werden kann. Im Rahmen der Entscheidungstheorie wurde gezeigt: Wenn eine zufällige Auswahl einer Menge von Personen aus der Gesamtheit der Personen getroffen wird und nicht jeder Einzelfall eine gute Auswahl darstellt, dann enthält die Auswahl sowohl günstige Fälle als auch ungünstige Fälle. Wird hier nun zusätzlich ein Test angewendet, der nicht sehr valide ist, so kann unter Umständen der Anteil der positiven Fälle beträchtlich gesteigert werden.

### 7.10.3 Forschungsansätze und Trends der Persönlichkeitspsychologie

Wichtige empirische Sachverhalte der Persönlichkeitspsychologie können wie folgt zusammengefaßt werden: (1) Die neurobiologisch-psychophysiologische Forschung hat noch *keine gesicherten biologischen Korrelate* von Persönlichkeitseigenschaften gewinnen können. (2) In MTMM-Analysen wurden *nur selten befriedigende* konvergente Validitäten verschiedener Indices "desselben" Konstrukts gefunden, so daß multimodales Assessment in große theoretische und praktische Schwierigkeiten führt. Die Differenzierung globaler Konstrukte (z.B. Emotionalität, Angst) in Subkonstrukte, Facetten und construct-operation-units (Fiske) ist unvermeidlich. (3) Eine relative *zeitliche Stabilität* von Eigenschaftsausprägungen (Q-Daten) wurde durch z.T. jahrzehntelange Kohortenstudien deutlich (siehe auch Wiederbelebung der "Temperamentsforschung" bei Neugeborenen und Kleinkindern). (4) Es mangelt an neuen, methodisch fortgeschrittenen und durch Praxisrelevanz überzeugenden *Assessmentstudien*, in denen Vorhersageleistung und Entscheidungsnutzen von Persönlichkeitsdaten (Q-Daten, T-Daten) belegt sind. (5) Es existieren trotz umfangreicher Forschungsprojekte keine adäquaten und praktikablen Standardverfahren für das Assessment von Settings und Situationen, impliziten Persönlichkeitskonzepten, typischen Interaktionsprozessen (Endler & Magnusson, 1976; Furnham & Argyle, 1981; siehe aber Benjamins Structural Analysis of Social Behavior SASB). (6) "Persönlichkeit ist dasjenige, was eine Vorhersage darüber ermöglicht, wie sich jemand in einer gegebenen Situation verhalten wird" (Cattell, 1950). "Jeder Mensch ist in gewisser Hinsicht – wie jeder andere, - wie manch anderer, wie kein anderer (Kluckhohn & Murray, 1953).

Theoretische Fortschritte wurden durch wissenschaftstheoretische Differenzierungen und Einsichten erzielt. Beispiele: "Multivariates Denken" (Cattell); "Persönlichkeitstheorie als Assessmenttheorie" (Wiggins u.a.); Dispositionsprädikat als "Annahmengenüge und Problemlösungsprozeß" (Herrmann); kritischer Multiplismus (Cook, 1985). Methodische Fortschritte sind vor allem in testmethodischen Präzisierungen varianzanalytischer und korrelationsstatistischer Aspekte (siehe Interaktionismus-Kontroverse) und fortgeschrittenen Datenanalysekonzepten zu sehen: MTMM-Analysen, Kovarianz-Zerlegungen, Profil- bzw. Musteranalysen, Minitypologien, LISREL, ARIMA usw. Folgende Strategien der (test)methodischen Präzisierung sind erkennbar:

- *Einengung der Vorhersage* auf Klassen von Personen, Verhaltensweisen (breite/enge Eigenschaften) und Situationen. Identifikation von Personen bzw. auch speziellen Eigenschaften dieser Personen mit geringer/hohem Verhaltensvariabilität (Bem & Allen, 1974) aufgrund selbst-berichteter oder erhobener transssituationaler Konsistenz (z.B. Amelang & Borkenau) zwecks differentieller Vorhersage. Problem mit solchen Variabilitätsmaßen und mit dem Moderator "Situationsspezifität der für eine Eigenschaft relevanten Verhaltensweise".
- *Zustands-Eigenschafts-Aspekte* eines Persönlichkeitskonstrukts (Cattell: state-trait, R- und P-Technik) Konzeption des Trait-Index als Mittelwert der State-Zeitreihe (Zuckerman; Spielberger STAI State-Trait-Anxiety-Inventory), Problem der Veränderungsdiagnostik und der individualcharakteristischen Prozeßmerkmale (Heiß).

- *Steigerung der Reliabilität und Validität* von Indices durch Aggregation von "Items" (Spearman & Brown), multiple-act Messung nach Fishbein & Ajzen (1974), um durch Mehrkomponentenmodelle die Vorhersage im Einstellungs-Verhaltens-Problem zu verbessern; Aggregation über Zeitpunkte (Epstein 1979, 1980) zur Überwindung der 0.30-Grenze; Erweiterungen dieses Ansatzes (Wittmann in Anlehnung an Brunswiks Linsenmodell der Beziehungen von Prädiktoren und Kriterien-Information; Paunonen 1984, Schweizer 1986). Kritik: multiple Prädiktoren und Aggregation ohne Konstrukte?

Angeregt durch die Interaktionismus-Kontroverse haben sich methodische Trends entwickelt.

*(1) Aggregations-Verlaufs-Forschung*

Im Rahmen dieses Ansatzes wird eine Übertragung der Trait-Konzepte auf die Verhaltensebene versucht. Das Ziel ist auf der Verhaltensebene eine Strukturierung herbeizuführen, so wie sie auf der subjektiven Ebene besteht. Es wird also nach offenen Verhaltensweisen gesucht, die sich in einer konsistenten Weise gruppieren, wie dies bei verdeckten Verhaltensweisen der Fall ist.

Dazu werden in großen Umfang Feld-Daten gesammelt (sog. ambulantes Monitoring). Diesem Umstand kommt die Entwicklung geeigneter technischer Hilfsmittel entgegen. Es wurden tragbare Registriergeräte entwickelt, die von Versuchspersonen leicht bedient werden können. Die Versuchspersonen oder Patienten tragen solche Taschen PC (Palmtop) Tage und u.U. mehrere Wochen. Sie sind gehalten, Merkmale der Situation, das eigene Verhalten und die eigene Stimmung zu registrieren. Darüberhinaus werden mit Monitoring-Systemen oft zusätzlich physiologische Daten (EKG, Blutdruck, Bewegungsaktivität u.a.) automatisch erfaßt. Die Daten werden nach den verschiedensten Gesichtspunkten ausgewertet. Neben der Suche nach Konsistenzen, besteht meist ein Forschungsinteresse an der Untersuchung des Zusammenhangs zwischen verschiedenen Datenebenen, Befinden, Symptomen usw..

*(2) Prototypen-Ansatz*

Der Prototypen-Ansatz (Prototyp = Zentrum einer Kategorie) stammt aus der kognitiven Sozialpsychologie und ist durch die Modelle und Befunde der kognitiven Psychologie beeinflusst. Im Prototypen-Ansatz ist der Versuch zu sehen, auf der Basis der "natürlichen", d.h. alltagsprachlichen Kategorien, ein wissenschaftliches Beschreibungssystem zu entwickeln. Das Erkenntnisinteresse richtet sich dabei nicht auf die Schaffung eines logisch-konsistenten Systems von Kategorien, sondern auf Regeln, die die Personenwahrnehmung bestimmen. Während die klassische, an Aristoteles orientierte Definitionslehre versuchte, die Grenzen und die Zugehörigkeit zu einer Kategorie eindeutig festzulegen, richtet sich im Rahmen des Prototypen-Ansatzes das Interesse auf das Zentrum der Kategorien. In diesem Zusammenhang wird auf die Arbeit von Wittgenstein (1953) hingewiesen, der natürliche Kategorien nach dem Konzept der Familienähnlichkeit konzipierte. Danach haben Dinge, die in die gleiche Kategorie fallen, einige bis viele, aber nicht alle Merkmale gemeinsam.

Rosch (1973, 1978) hat Prototypen als ideale Repräsentanten von Kategorien definiert. Diese idealen Repräsentanten dürfen aber nicht mit konkreten Exemplaren einer Kategorie identifiziert werden. In der Forschung, die mit Prototypen arbeitet, werden zunächst gegeneinander abgrenzbare Prototypen herausgearbeitet. Diese können Personen oder Situationen o.a. Objekte sein. Anschließend werden die Ähnlichkeiten mit diesen Prototypen bestimmt. Beispielsweise wird eine Person hinsichtlich ihrer Ähnlichkeit mit dem prototypischen Introvertierten und dem prototypischen Extravertierten bestimmt. Aufgrund alltagsprachlicher Kategorisierungen soll auf diese Weise ein wissenschaftliches Beschreibungssystem entwickelt werden, welches die Regeln der Personwahrnehmung repräsentiert. Prototypikalität bestimmter Merkmale für eine Eigenschaft wird anhand von Nennungshäufigkeiten bestimmt und zur Vorhersage verwendet (vgl. Cantor & Mischel).

*(3) Der idiothetische Ansatz*

Der idiothetische Ansatz versteht sich als ein Ansatz zur idiographischen Erfassung von Persönlichkeit. Es werden Eigenschaftskonzepte vorgegeben, doch findet eine individualisierende Gewichtung von Variablen und Situationen statt, um durch Ipsatisierung die individuelle Organisation adäquater zu beschreiben. Ein Hauptvertreter ist Lamiell (siehe auch Allport, Thomae u.a.), der die Auffassung vertrat, daß die interindividuell bestimmte Verhaltenskonsistenz, die einen Trait charakterisiert, für ein Individuum nicht zutreffen muß. Eine hohe Konsistenz besteht, wenn es eine bestimmte Klasse von Verhaltensweisen gibt, die eng miteinander zusammenhängen in dem Sinne: wenn eine oder mehrere der Verhaltensweisen auftreten, die einen Trait markieren, dann können auch die anderen Verhaltensweisen mit einer großen Wahrscheinlichkeit beobachtet werden. Dies kann auf viele Personen auch tatsächlich zutreffen, aber meistens nicht auf alle Personen. Es wird immer eine Gruppe von Personen geben, die von diesem Muster abweicht.

Für Lamiell besteht nun die Konsequenz nicht darin, daß er von dem durch psychometrische Methoden bestimmten Vorgehen und dem Traitkonzept abgeht. Er fordert vielmehr, daß jeweils ein Beschreibungssystem geschaffen werden müsse, das genau auf ein Individuum paßt. Dazu werden einer zu diagnostizierenden Personen zunächst eine Liste mit vielen Persönlichkeitsmerkmalen vorgelegt und sie wird gebeten, einzuschätzen, wie bedeutsam jedes dieser Konzepte für die eigene Persönlichkeit ist. Schließlich werden die bedeutsamen Konzepte ausgewählt und zur Grundlage der Beschreibung der jeweiligen Persönlichkeit gemacht. Auf diese Weise soll erreicht werden, daß bei einer Gesamtbeurteilung der Persönlichkeit einzelner Personen die bedeutsamen Aspekte in den Mittelpunkt gestellt werden.

Ähnliche Bestrebungen hat es in der Persönlichkeitspsychologie schon immer gegeben, diese haben sich aber nicht in größerem Umfang durchgesetzt: Bei Cattell waren es die O- und P-Techniken der Faktorenanalyse, die auf die Daten einzelner Personen angewendet wurden. Schließlich ist auch auf den Q-Sort (Rogers) und den Rep-Test (Kelly) zu verweisen, welche ebenfalls auf die Erfassung der individuellen Struktur gerichtet sind.

#### *(4) Die differenzierte Eigenschafts-Forschung*

Nachdem sich gezeigt hatte, daß die relativ breiten Eigenschaften keinen allzu engen Zusammenhang mit dem tatsächlichen Verhalten aufweisen, ist man dazu übergegangen, spezifische Meßinstrumente für spezielle Eigenschaften zu entwickeln und damit auch deren Bedeutung für das Verhalten nachzuweisen. Es handelt sich um Eigenschaften, die sich auf einen eher engen Verhaltensbereich beziehen, dafür aber einen höheren Zusammenhang zum entsprechenden Verhalten aufweisen. Zahlreiche Studien haben auch eine Fundierung dieser Eigenschaften im biologischen Substrat zum Ziel.

#### *(5) Weitere Ansätze (s.a. Schweizer, 1986)*

*Schablonen (template)-Ansatz.* Durch Q-Sorts im Hinblick auf bestimmte "ideale" Personen werden "Schablonen" über das vorgestellte Verhalten in bestimmten Situationen gewonnen, die als Beschreibungssysteme und Vorhersagebasis dienen (Bem u.a.).

*Act-frequency-Ansatz.* Einerseits wird die relative Häufigkeit des Auftretens bestimmter Verhaltensweisen in der Vergangenheit berücksichtigt, andererseits über die Nominierung spezieller Indikatoren, Prototypikalitäts-Einschätzung bzw. Ähnlichkeit dann eine konzeptuelle Analyse und schließlich empirische Skalenkonstruktion vorgenommen (Buss & Craik).

*Kontext-Ansatz.* Es werden empirisch Situationen bestimmt, welche die Ausprägung individueller Verhaltensunterschiede begünstigen evtl. mit Einstufung von deren "Angemessenheit" (Price & Bouffard, S. Bem). Bedingungen, welche Übereinstimmung zwischen Selbstbeschreibung und Verhalten begünstigen (z.B. Spiegelbedingung).

*Moderatoren-Ansatz.* Merkmalsvariabilität (Bem & Allen), Selbstdarstellung (Snyder), Selbstaufmerksamkeit (Fenigstein, Carver & Scheier), Selbstmonitoring, Selbstattribuierungen, Kontrollüberzeugungen und handlungstheoretische Konzepte (siehe Krampen, 1987).

Die Fruchtbarkeit dieser Ansätze und Trends der gegenwärtigen Persönlichkeitsforschung ist noch kaum einzuschätzen. Erst bei weiterer Entwicklung und gründlicher Empirie kann sich zeigen, ob die wesentliche Berücksichtigung von Laienepistemologie, fuzzy sets und Prototypen, Moderatoren, und die zur Subjektivierung tendierende Individualisierung über die differenziertere Deskription hinaus auch zu valideren Vorhersagen führen. Bleibt die Vorhersage individueller Differenzen des Verhaltens und Befindens der empirische Maßstab für den wissenschaftlichen/praktischen Wert einer Persönlichkeitstheorie? (Zucker et al. (1984), Personality and the prediction of behavior).

### **7.10.4 Ansätze zur Integration und herausfordernde Aufgaben**

Eine integrative Persönlichkeitstheorie, welche die basalen Defizite der gegenwärtigen Theorien überwindet, die relativ bewährten Anteile verknüpft und die hauptsächlichen Perspektiven so vereint, daß rationale Strategien abgeleitet werden können, ist nicht in Sicht. Autoren, die dies behaupten (z.B. Cattell, Epstein), meinen tatsächlich nur Ausschnitte oder fragwürdige Vermischungen. Integrationsversuche werden jedoch in Teilbereichen der Forschung und Praxis durch die jeweilige Aufgabenstellung gefordert:

- *Eigenschaftsbezogene Forschung* zu deskriptiv/explikativen Aspekten, z.B. von Extraversion-Introversion, Ängstlichkeit, prosozialem Verhalten, könnte integrierend wirken, doch sind Lehrbuch-Darstellungen dieser Art (herausragend Wiggins et al. 1976; siehe auch Herrmann oder Amelang u. Bartussek) noch überwiegend additiv – perspektivisch. Solche Minitheorien könnten eher Fortschritte machen.
- *Kriterienbezogene Forschung* in Assessmentstudien, Programmevaluation, Psychotherapie-Erfolgs- und Prozeß-Forschung usw. verlangt die Reflektion der Adäquatheitsbedingungen auch aus Risiko- bzw. Rechtfertigungs-Gründen und zwingt zu breiteren Ansätzen.
- *Einzelfallbezogene Praxis* in den Anwendungsfeldern fordert ebenfalls zu Strategien mit komplexeren Methoden heraus.

## Kapitel 8 Persönlichkeitsentwicklung, Biographik, Selbst und Selbstkonzepte

### 8.1 Persönlichkeitsentwicklung

Die *Persönlichkeitsentwicklung* kann hinsichtlich der Veränderung bzw. Stabilität (1) einzelner Persönlichkeitsmerkmale, (2) spezieller Muster des Temperaments, der Fähigkeiten und Interessen und (3) des „Individuums in seiner Welt“ untersucht werden. Traditionell hat die Entwicklungspsychologie eher die Lebensabschnitte Kindheit und Jugend behandelt, und die Persönlichkeitspsychologie eher das mittlere und höhere Lebensalter. Die differentielle Psychologie mit ihren Fragen nach der Altersabhängigkeit von Merkmalen und nach der Entstehung individueller Differenzen aufgrund biologischer, familiärer und soziokultureller Bedingungen muß grundsätzlich entwicklungspsychologisch orientiert sein, wobei *alterstypische* (durchschnittliche) und, davon abgehoben, *differentielle* Veränderungen zu unterscheiden sind. Die herkömmlichen Schwerpunktbildungen sind durch die Sichtweise der *lebenslangen Entwicklung* (life span development, u.a. Baltes 1979, 1990) überholt (siehe auch Asendorpf, 1996, Kapitel 2.6.2 und 6). (siehe auch oben 3.4 und 3.6).

*Stabilität und Veränderung von Eigenschaften.* In den USA gab es seit den zwanziger Jahren große Studien und viele Daten zu „Stability and change in human characteristics“ (Bloom, 1964), insbesondere zur Altersabhängigkeit von Intelligenzleistungen und Temperamentsmerkmalen. Einige Untersuchungen ergaben bemerkenswert *hohe Stabilitätskoeffizienten* von Testwerten aus Persönlichkeits- und Interessen-Fragebogen über jahrzehntelange Zeiträume (Block, 1981; Schuerger et al., 1982; Costa, Mc Crae et al., 1983; Conley, 1984). Echte *Längsschnittstudien* (Meßwiederholungen) sind zwar aussagefähiger als die Kombination von Querschnitten (gleichzeitige Untersuchung verschiedener Altersgruppen), doch sind die entsprechend aufwendigen *Kohorten-Studien* methodisch überlegen, weil sie zwischen Alternseffekten und systematischen Effekten veränderter Umweltbedingungen (historischer Perioden) zu unterscheiden erlauben (Schaie; Nesselrode & Baltes). Mit der Kohorten-Sequenz-Strategie werden zwei oder mehr Kohorten, jeweils mit verschiedenen Geburtsjahren im Längsschnitt verglichen. Große Studien sind: (1) Iowa State Study (1919; Thema Begabung), (2) Aging Twins (1946; Thema Anlage/Umwelt), (3) Seattle (1956; Thema PMA, Persönlichkeit), (4) Duke (1955; multidisziplinär), (5) AT & T Manager (1956; Fähigkeiten, Berufserfolg, Lebenszufriedenheit), (6) Baltimore (1958; biologische und psychologische Merkmale des Alterns, psychosomatische Zusammenhänge), (7) Bonn (1965-1983; Altern und Alternsstile, Bonner Gerontologische Längsschnittstudie BOLSA), (8) Heidelberg/Erlangen (Längsschnittstudie ILSE von Lehr & Ölbrich). Außerdem gibt es zahlreiche medizinisch orientierte Längsschnitt-Studien. Ein spezielles Problem ergibt sich aus der *Verschiebung im zeitlichen Auftreten von Lebensereignissen* (z.B. Schulabgang, Geburt des letzten Kindes, „gewonnene Jahre“ im Alter). Längsschnittstudien müssen folglich multivariat angelegt werden, insbesondere wenn sie nicht nur deskriptiv gemeint sind, sondern auch die Variation der Lebensbedingungen erfassen sollen (Human development: An interactional perspective, Magnusson & Allen, 1983; Menschliche Entwicklung im historischen Wandel, Kruse & Thomae, 1992; Erfolgreiches Altern, M. Baltes & Carstensen, 1996).

Die Multidimensionalität der Veränderungen zeigt sich z.B. in einer Entwicklung mit selektiver Optimierung und Kompensation (Baltes, 1990) und die Kontinuität vs. Diskontinuität am Beispiel lebenslanger Persönlichkeitsentwicklung durch die aktive Auseinandersetzung mit „developmental tasks“ (Havighurst, 1953, in Anlehnung an Erikson und Bühler; siehe Oerter, 1978). *Entwicklungsaufgaben* im mittleren Lebensalter sind z.B.: einen Partner finden; lernen, mit diesem zusammenzuleben; das Großziehen der Kinder; sich eine Wohnung einzurichten; Verantwortung als Staatsbürger zu übernehmen ... (gibt es Einschnitte, Markierungen, Krisen?) *Transitionsphasen* (Levinson, 1978). *Aus-dem-Haus-Gehen der Kinder* (empty nest syndrom, Deykin et al., 1966; „Was mache ich mit dem Rest meines Lebens?“ *Altern als „Entwicklungsaufgabe“* (Thomae & Lehr). Psychologie der Lebensalter (Kruse & Schmitz-Scherzer, 1995). Psychiatrische und andere Krankheiten unter entwicklungspsychologischem Aspekt.

*Prospektive Studien.* Längsschnittstudien können als prospektive Studien geplant werden, um disponierende psychische, körperliche und soziale Merkmale für das Auftreten von psychischen Störungen, psychiatrischen, psychosomatischen u.a. Krankheiten zu entdecken bzw. um „Risikoträgern“ zu folgen (sog. follow-up study). Spezifische Merkmale überdauernder Risikodispositionen werden als „Marker“ bezeichnet. Wichtige Konzepte sind *Vulnerabilität* (Beispiel: individualspezifisches Reaktionsmuster als Konzept der Ätiologie psychosomatischer Störungen), Ressourcen, protektive Faktoren, Bewältigung kritischer Lebensereignisse (life events). Als Beispiel für Längsschnittstudien bzw. prospektive Studien (oft jedoch mit umstrittenen Ergebnissen) sind zu nennen: Herzinfarkt und sog. Typ A-Verhalten (Friedman & Rosenmann), Schizophrenie u.a. psychopathologische Bilder (Mednick et al.; Erlenmeyer-Kimmling & Miller), verhaltensgestörte Kinder (Thomas & Chess). Auch bei der Überprüfung psychologischer Interventionen (z.B. Training oder Therapie) ist ein längsschnittlich-entwicklungspsychologischer Ansatz notwendig.

Wichtige, aber methodisch grundverschiedene Ansätze der Psychologischen Prozeßforschung stammen von R. Heiß durch psychologische Deutung von seriell gewonnenen und R.B. Cattell durch P-Technik-Faktorenanalyse ("Zustandsfaktoren") von langen Zeitreihen psychologischer Daten (siehe Kapitel 6).

## 8.2 Biographik

„Hat man Charakter, so hat man auch sein typisches Erlebnis, das immer wieder kommt“ (Friedrich Nietzsche). „Mit 30 ist der Charakter der meisten Menschen bereits so hart wie Gips und er wird sich nicht mehr verändern“ (William James, 1887). Verfestigung und Charakterstruktur oder lebenslange Entwicklung und Prozeß? „Ich bin zwar anders als früher, aber immer noch ich selbst“ – *Identität im menschlichen Lebenslauf* (Bühler, 1933; Erikson, 1940) oder ein grundlegender Attributions-Irrtum? (Nisbett & Wilson, 1977). Als psychopathologische Phänomene sind zu nennen: „multiple“ Persönlichkeiten, schizophrene Ichstörung/Entfremdung.

*Biographie*: Die Lebens(lauf-)beschreibung eines Menschen hat den umfassenden Anspruch, Herkunft und Lebensweg, das Werden der Persönlichkeit, Verhalten und innere Begründung im spezifischen Lebensraum, Lebensbewältigung, Krisen und sinnhafte Selbstverwirklichung in ihrer Individualität (Ganzheit, Einmaligkeit, Intentionalität) genetisch zu erfassen, zu dokumentieren und nachvollziehend zu verstehen. Vereinfachte Varianten sind: *Anamnese* und *Katamnese/Epikrise* (Vorgeschichte und Nachgeschichte einer Krankheit), narratives, (halb-)strukturiertes oder tiefenpsychologisches (Erst-) *Interview*, *Exploration* (Ausforschung eines Sachverhalts), Kasuistik, case study (Falldarstellung). „Jede rechte Krankengeschichte führt zur Biographie“ (Jaspers, 1913).

Die Biographik kann verschiedene Formen haben: *Autobiographie*, *literarische Biographie* und *Pathographie* (Lange-Eichbaum: „Genie, Irrsinn und Ruhm“), psychologische Biographie, ärztliches Gespräch, *Psychohistorik* (Erikson), oral history (d.h. mündlich vermittelte Biographie und Zeitgeschichte). Für psychologische Zwecke sind in der Regel eine nur erzählende Selbstdarstellung und ein narratives Interview unzureichend bzw. nur als erste Stufe geeignet. Das biographische Interview entsteht in einem Arbeitsbündnis, wobei die Geltungsansprüche der Verständlichkeit, Wahrheit, sozialen Angemessenheit und Aufrichtigkeit für interessierende Interviewabschnitte überprüft werden müssen (Legewie, 1987). Es gibt Grenzen der Erzählbarkeit (zur biographischen Kommunikation siehe auch Fuchs, 1984). Nach bestimmten Strategien (Anamnesen-Schema, z.B. PSKB Psychischer und Sozial-Kommunikativer Befund, Rudolf, 1985; Biographische Inventare oder allgemeine Heuristiken und Kategorien) können methodisch u.a. früheste Erinnerungen, Eigenschaftszuschreibungen, Familien- und Umwelteinflüsse, kritische Lebensergebnisse, die Entwicklung von Lebenszielen und Lebensplänen, die Bewältigung der „Entwicklungsaufgaben“ erkundet werden. Solche Strategien implizieren aber schon Persönlichkeitstheorien. Qualitätskriterien der Biographik wurden u.a. von Dollard, Thomae, Kruse, Legewie und Keßler (1982) genannt.

*Methodenkritik*. Fachpsychologische Biographik wird einen bestimmten (deskriptiven, diagnostischen usw.) Zweck haben, welcher als Assessmentziel zur Beurteilung von Aufwand und Validität dieser Methodik wichtig ist. Wie können typische Fehlerquellen (hinsichtlich Selektion der Themen, Strategien, Interpretation) vermieden werden? Wie kann insbesondere zwischen den *individuellen Zügen* der Biographie und den *konventionellen Schemata* unterschieden werden, d.h. die alltagspsychologischen, impliziten Konzepte und Stereotypen, die falschen Kausaldeutungen usw. erkannt werden? Der Selbstbericht einer Person ist eine unersetzliche Informationsquelle, doch sollte im professionell-psychologischen Kontext das „epistemologische Subjektmodell“ (Groeben) durch Realitätsprüfung kontrolliert werden, um „falsches Verständigtsein“ und berufsethisch kritisierbare Fehlentscheidungen zu vermeiden, (z.B. eine psychosomatisch-„psychogene“ Fehldiagnose wegen unkritischer Übernahme der plausiblen Kausalattributionen des Patienten, statt eine somatische Diagnostik des Hirntumors zu leisten). Ein adäquates deutsches Lehrbuch der psychologischen Biographik fehlt trotz zahlreicher Bücher mit programmatischen Ausführungen über Wert und Nutzen der Methode (u.a. Jüttemann & Thomae, 1987, Kohli & Robert, 1984; Langenmayr & Schubert, 1987; Straub, 1989). Eine Einführung in die Methodik gibt Fuchs (1984).

*Autobiographisches Gedächtnis und Täuschungen*. Psychologische Forschung hat Aufschlüsse über die zeitliche Organisation, Strukturierung und Schemabildung des autobiographischen Gedächtnis geliefert, speziell auch über Verzerrungen und Täuschungen (Vergessen, systematische Fehler, recall-error, Amnesie, Konfabulation) sowie Bearbeitungen (Ross, 1991; Rubin, 1986). Eine systematische Verzerrung ist als negativer Bias bereits beim Vergleich der abendlichen Gesamteinstufung eines Tages mit dem Mittelwert der über den Tag verteilten Selbsteinstufungen des Befindens und der Stimmung festzustellen (Retrospektionseffekt, Käßler, 1994). Durch Suggestion und Einbildung lassen sich falsche Erinnerungen induzieren (Loftus & Ketcham, 1995). Dies ist u.a. auch in der forensischen Psychologie (Glaubwürdigkeit, Aussagen über traumatische Erlebnisse) und klinischen Psy-

chologie (Symptombereiche, Konfliktschilderungen) wichtig. Auch die biologischen Grundlagen des (gestörten) Abrufs episodischer, d.h. die persönlichen Lebensereignisse betreffenden Gedächtnisinhalte sind verstärkt untersucht worden (vgl. sog. depressive Gedächtnisblockade, posttraumatische Störungen).

### 8.3 Biographisch orientierte Persönlichkeitsforschung

Nach den Vorläufern (Preyer, Freud, Stern, Bühler, Allport, Murray, Dollard u.a.) ist vor allem Hans Thomae und sein Bonner Arbeitskreis zu nennen. „Die Analyse des Individuums ist Etappe auf dem Weg zu einer wie immer gearteten Generalisierung“ („Das Individuum und seine Welt“, Thomae, 1968). Die umfangreiche Methodik (Interview, Exploration, Verhaltensbeobachtung, Tests) soll biographische Einheiten (Handlungen, Episoden, Tagesläufe, bedeutsame Lebensabschnitte, das Ganze des Lebens, aber auch „Mikrovariation“) erfassen, wobei ein breites empirisches Material von verschiedenen Personengruppen ausgewertet wurde. Die *Lebenslaufanalyse* umfaßt (1) formale Verhaltensqualitäten (u.a. Aktivität, Stimmung), (2) den psychischen Lebensraum (subj. Erlebniswelt), (3) das Selbstbild, (4) die Daseinsthematik und (5) die Daseinstechniken. „Daseinsthemen“ sind die motivational-kognitiven Orientierungssysteme, in denen Individuen ihre Sinnsuche zentrieren. Grundlegend ist die Entwicklung des Kategoriensystems (siehe auch Kruse, 1987): inhaltliche *Daseinsthemen*: Regulation, Antizipatorische Regulation, Daseinssteigerung (Aktivation), soziale Integration, soziale Abhebung, kreative Gestaltung, normative Thematik, und die formalen, instrumentellen *Daseinstechniken*: leistungsbezogene Technik, Anpassung, Defensive Technik, Evasion (Aus-dem-Felde-Gehen), Aggression als Lebenstechnik. Nach diesen Kategorien kann z.B. eine Person in verschiedenen Lebensabschnitten eingestuft und verglichen werden, wobei außerdem das Selbstbild und der subjektive Lebensraum berücksichtigt werden. Später hat sich Thomae eingeschränkt und an der Unterscheidung von 20 Reaktions-(Bewältigungs)formen von belastenden Lebensereignissen und an speziellen Fragestellungen (siehe BOLSA) gearbeitet. *Kritische Würdigung*: Thomaes biographische Persönlichkeitsforschung übertrifft durch anspruchsvolle Konzeption (idiographisch und zugleich generalisierend), differenzierte Methodik und empirischen Umfang alle vergleichbaren Ansätze. Es ist vielleicht der einzige herausragende Beitrag eines deutschen Autors zur Persönlichkeitspsychologie seit 1950; eine Breitenwirkung gab es jedoch nicht. Dies könnte u.a. am Umfang und am zeitlichen Aufwand der Methodik, an dem unklaren Praxisbezug und am Fehlen eines prägnanten Lehrbuchs für diese Methodik liegen.

Eine Wiederbelebung der biographischen Forschung und Psychohistorie in den USA wurde durch neuere Bücher und ein Themenheft im "Journal of Personality" angeregt (Mc Adams, 1988; Mc Adams & West, 1989; Runyan, 1984, 1988).

### 8.4 Selbst und Selbstkonzepte

*Mehrdeutigkeit des Wortes „Selbst“* mit dem Wortfeld: Seelenprinzip, Lebensprinzip, Entelechie (Wirkprinzip); transzendentes Subjekt; logisches Subjekt der Erfahrung von Selbst-Identität; Subjekt; Ich(-Bewußtsein), Person; Innerstes (Kern, Zentrum) des Bewußtseins und Handelns; Homunculus („Menschlein“); Agens bzw. agierende Instanz; theoretisches Konstrukt der Persönlichkeitspsychologie; empirisches Selbstkonzept (operationalisiert durch psychologische Methoden). – Abgrenzung von Selbst und Individuum, Individualität, Ich, Person, Persönlichkeit? Die Psychologie des Selbsts bewegt sich im Grenzgebiet von philosophischer Anthropologie und Empirie (im Sinne von Introspektion, Selbstauskünften und Selbstdarstellung). Historische Vorläufer der neueren Selbst-Psychologie sind Brentano (Psychologie auf der Grundlage innerer Erfahrung und Anschauung), James, Jung und Allport. James gab in seiner introspektiven Analyse des „Bewußtseinsstromes“ eine differenzierte Beschreibung des Selbst-Gefühls und der verschiedenen Aspekte des Selbst-Bewußtseins. James unterschied außerdem das empirische Selbst (körperliches Selbst, aber auch Familie, Eigentum) und das soziale Selbst als Repräsentation eines Menschen im Bewußtsein anderer. Allport (1958) erläuterte *sieben Facetten des Selbsts*: Körpersinn, Selbst-Identität, Ich-Erhöhung, Ich-Ausdehnung, rationales Ich, Selbstbild und Eigenstreben. Ob es darüberhinaus als letzte Instanz ein erkennendes Selbst gibt, einen Wissenden, der sich über alle Funktionen dieses *personalen* Zentralbereichs (Proprium) hinaus aus dem Erlebnisstrom als ein reines oder transzendentes Subjekt heraushebt, ließ er als philosophisch-metaphysische Frage offen.

Jung (1949) betonte im Gegensatz zu Freuds Menschenbild „Jedes Leben ist die Verwirklichung eines Ganzen, d.h. eines Selbst, weshalb man diese Verwirklichung auch als Individuation bezeichnen kann“. Der Weg der *Individuation* wurde von ihm, auf die Archetypen-Lehre gestützt, als Selbstfindung, Integration und Reifung beschrieben. Auch in der theoretischen Entwicklung der Psychoanalyse (Hartmann, Erikson, Kohut) ist über die Narzißmus-Theorie und Psychologie der Identitätsfindung hinaus eine *Psychologie des Selbsts* entstanden, welche einen inneren Aktionskern, ein ganzheitliches, innerstes Zentrum der Wahrnehmung und Motivation postuliert (siehe auch Thomä: „Auf dem Weg zum Selbst“, 1980; vgl. Kapitel über Neo-Psychoanalyse).

Wichtige theoretische Beiträge stammen u.a. aus der „integrativen kognitiven Persönlichkeitstheorie“ von Seymour Epstein und aus der *Theorie der Selbstwahrnehmung* von Daryl Bem. Bem meint, die Individuen würden ihre inneren Zustände, Ansichten und Einstellungen aus ihrem eigenen Verhalten erschliessen. Die Aufrechterhaltung der *Selbstwertschätzung* sieht Epstein als eine der drei fundamentalen Funktionen des konzeptuellen Systems einer Person an.

Mit dem empirischen Selbst bzw. dem Selbst als handelndes Ich haben sich u.a. die Psychotherapeuten Rogers, Maslow und Kelly befaßt; sie haben *Methoden* vorgeschlagen, *dieses empirische Selbst zu erfassen*: Rogers verwendete Q-Sort-Einstufungen, um das Selbst („wie bin ich“) und das Ideal-Selbst („wie möchte ich sein“) zu erfassen sowie Diskrepanzen und Veränderungen, z.B. im Therapieverlauf, zu beschreiben (Fall der Mrs. Oak). Für Rogers ist das Selbst die organisierte, zusammenhängende Wahrnehmungsgestalt, die aus den wahrgenommenen Merkmalen (und Bedeutungen) des „ich“ und „mein“ sowie den wahrgenommenen Beziehungen zu anderen Menschen und verschiedenen Aspekten des Lebens besteht. Maslow benutzte Interviews, um die Merkmale und das Ausmaß der erreichten positiven Selbstverwirklichung (self-actualization) festzustellen (siehe auch Personal Orientation Inventory POI von Shostrom). Kelly's Rollen-Konstrukt-Repertoire (REP)-Test soll das Selbst (als persönliche Konstruktion der eigenen Rolle) im Vergleich zu anderen Personen (Rollenfiguren, Bezugspersonen) erfassen. In Thomaes biographischer Forschung sind das Selbstbild (wie nehme ich mich spezifisch wahr) und der subjektive Lebensraum (wie nehme ich meine Umwelt wahr) wichtig sowie die Daseinsthemen als Orientierungssysteme der „Sinnsuche“. Als Ziel seiner Persönlichkeitspsychologie sieht Thomaes (1968) die Erfassung des Individuums mit dem persönlichen Sinn- und Wertbezug („personale Geschehensordnung“), wobei dem Selbstbild eine entscheidende Funktion als soziales Leitbild und individuelle Norm zukommt: „Eine Art Meßstab oder sinngebender Faktor, von dem aus Verhalten gelenkt oder umorientiert wird“. (Selbsttheorie von Kelly und Maslow vgl. Kapitel über Persönlichkeitstheorien).

In den neueren „kognitiven“ und „phänomenologischen“ Persönlichkeitstheorien und „Selbsttheorien“ werden, in oft mißverständlicher oder spekulativer Weise, verschiedene Perspektiven hervorgehoben: die subjektive Erfahrung eines Individuums, Subjektbezogenheit der Realitätswahrnehmung (persönliche Konstrukte, kognitivistische Orientierung), Selbstverwirklichung zum positiven Menschsein und Selbstbestimmung (Emanzipation und Autonomie). Demgegenüber gibt es die Bestrebung, den Begriff Selbst, um Anklänge an einen Substanzbegriff zu vermeiden, durch die „Gesamtheit der auf die eigene Person bezogenen Beurteilungen“, d.h. der Selbstkonzepte, zu ersetzen (Mummendey, 1995). *Selbstkonzepte* (u.a. über Begabung, Aussehen, Körper usw.) sind *Einstellungen zur eigenen Person, zu sich selbst*. (Allerdings droht die Zirkularität: beurteilt das Ich das Selbst?) Mummendey sowie Hormuth & Otto (1996) geben Übersichten über die problematischen Möglichkeiten der Konzeptualisierung und Erfassung von Selbstkonzepten – auch hier dominieren Fragebogen, welche die verschiedenen Aspekte und Bereiche differenzieren sollen, aber sehr problematisch sind, weil sie eine semantische Eindeutigkeit und Quantifizierbarkeit dieser Phänomene vortäuschen könnten.

*Themen der Forschung* sind u.a. Selbst-Akzeptanz (Berger), Selbst-Aufmerksamkeit (Duval & Wicklund; Fenigstein) mit den fragwürdigen Spiegel-Versuchen, Self-Monitoring (Selbst-Überwachung) und Selbst-Darstellung zum Teil mit simulierter Wahrheitsprüfung (sog. Bogus-Pipeline-Bedingung), Impression Management.

Die *Taktiken der Selbst-Darstellung* (Mummendey, 1995), z.B. in einer Bewerbungssituation, sind ein sozialpsychologisch interessantes, aber auch grundsätzlich und praktisch-diagnostisch wichtiges Thema. Inwieweit sind Persönlichkeitsmerkmale (wenn diese vor allem durch verbale Auskünfte erfaßt werden) Selbstdarstellungsprodukte? Unterliegt nicht das, was ein Personalpsychologe oder ein Klinischer Psychologe an Selbstauskünften von anderen Personen erhält, solchen Prozessen des Impression Management? Wie lassen sich solche, u.U. adressatenspezifischen, situationsspezifischen, situationsübergreifenden Effekte differenzieren? Die Selbstkonzepte entwickeln sich auch in Wechselwirkung mit der Wahrnehmung anderer Personen. So geht die Selbstkonzept-Forschung in Fragestellungen der Person-Wahrnehmung über. Es sind zugleich Basisprobleme psychologischer Methodik, die allerdings im Bereich von Persönlichkeitsentwicklung, Biographik und Psychologie des Selbst besonders hervortreten.

Die neuere *Selbstkonzept-Forschung hat eine heuristische Funktion*, weil psychologische Zusammenhänge und z.T. neue Interpretationsmöglichkeiten aufgezeigt werden. Selbstkonzepte können auch als implizite und naive Konzepte der Person-(Selbst- und Fremd-)Wahrnehmung verstanden werden, welche Kausaldeutungen, Lernprozesse und Attributionen (u.a. aufgrund populärer Stereotype, Indoktrinationen, Einwirkung von Massenmedien) enthalten bzw. reproduzieren. Die Reflektion, Analyse und

kritische Evaluation solcher Zusammenhänge sind aber in der Literatur zu „Selbst und Selbstkonzepten“ noch kaum zu finden.

In den letzten Jahren haben Konzepte wie Lebensqualität, Lebenszufriedenheit und die "Regulation des subjektiven Wohlbefindens" (Grob) zunehmendes Interesse gefunden. Methodisch werden in der Regel Fragebogen (z.B. der 10 Skalen umfassenden Fragebogen zur Lebenszufriedenheit, FLZ, Fahrenberg et al., 2000) verwendet. Bevölkerungsrepräsentative Untersuchungen zeigten große Unterschiede in Abhängigkeit von Geschlecht, Alter, Einkommen, Gesundheitszustand usw.

### 8.5 Literaturhinweise

- Asendorpf, J.B. (1996) Psychologie der Persönlichkeit. Berlin: Springer. (Kapitel 2.6.2 und 6).
- Baltes, P.B. (1990) Entwicklungspsychologie der Lebensspanne: Theoretische Leitsätze. Psychologische Rundschau, **41**, 1-24.
- Fahrenberg, J., Myrtek, M., Schuhmacher, J. & Brähler, E. (2000) Fragebogen zur Lebenszufriedenheit. FLZ. Göttingen: Hogrefe.
- Fuchs, W. (1984) Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Jüttemann, G. & Thomae, H. (Hrsg.) (1987) Biographie und Psychologie. Berlin: Springer.
- Keßler, B.H. (1982) Biographische Diagnostik. In: K.J. Groffmann & L. Michel (Hrsg.) Psychologische Diagnostik. Band 3 Persönlichkeitsdiagnostik (S. 1-56) Enzyklopädie der Psychologie. Göttingen: Hogrefe.
- Kruse, A. (1987) Biographische Methode und Exploration. In: G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.) Biographie und Psychologie (S. 119-137). Berlin: Springer.
- Mc Adams, D.P. (1988) Biography, narrative, and lives: An introduction. [Special issue]. Journal of Personality, **56**.
- Mc Adams, D.P. & West, S.G. (1989) Introduction: Personality Psychology and the case study. Journal of Personality, **65**, 757-783.
- Mummendey, H.D. (1995) Psychologie der Selbstdarstellung (2. Aufl.) Göttingen: Hogrefe.
- Runyan, W.M. (1984) Life histories and psychobiography. Explorations in the theory and method. New York: Oxford University Press.
- Runyan, W.M. (Ed.) (1988) Psychological interpretation and history. New York: Oxford Univ. Press.
- Thomae, H. (1968) Das Individuum und seine Welt. Göttingen: Hogrefe.
- Thomae, H. (1988) Das Individuum und seine Welt (2. völlig neu bearbeitete und gekürzte Aufl.) Göttingen: Hogrefe.

### 8.6 Lesenswerte Autobiographien

- (zu Biographien siehe auch Lektüre-Liste für Psychologen) sind u.a.
- Moritz, K.P. (1785/ 1987) Anton Raiser. Ein psychologischer Roman. München: dtv 2286.
- Goethe, J.W.v. (1809) Aus meinem Leben: Dichtung und Wahrheit. Stuttgart: Reclam.
- Canetti, E. (1977) Die gerettete Zunge. Geschichte einer Jugend. Frankfurt/M.: Fischer TB 2083.
- Wimschneider, A. (1984) Herbstmilch. Lebenserinnerungen einer Bäuerin. München: Piper TB 740.

## Kapitel 9 Assessmenttheorien

### 9.1 Psychologische Diagnostik und Assessment

Diagnose (griechisch "hindurch erkennen") heißt in der Medizin Erkennung und Benennung der Krankheit aufgrund von Symptomen, Differentialdiagnose meint die Unterscheidung ähnlicher Krankheitsbilder. Psychologische Diagnostik (Psychodiagnostik) hat eine viel breitere und unschärfere Bedeutung: Anwendung von psychologischen Methoden zur Beschreibung individueller Unterschiede, z.B. Charakterisierung und Begutachtung von Personen. Da das Erkennen von Krankheiten (d.h. die Zuordnung von Individuen zu nosologischen Einheiten, um aus dem akkumulierten Wissen über Ätiologie, typischen Verlauf und wirksame Therapien, die optimale Behandlung abzuleiten) in den vielen Praxisfeldern der Psychologie relativ selten ist oder nicht vorkommt, kann die medizinische Terminologie stören. In der Differentiellen Psychologie und Persönlichkeitsforschung wird zunehmend der Begriff "Assessment" verwendet, inzwischen ist auch der Begriff "Assessment Center" in der Personalpsychologie (A&O Bereich) geläufig. Assessment vermeidet die Konnotationen von "Diagnostik" und von "Messung" und wird oft in einer prägnanteren Bedeutung als Psychodiagnostik verwendet.

*Assessment* ist die Erfassung von psychologischen Merkmalen nach bestimmten methodischen Prinzipien zu einem praktischen Zweck, welcher eine rationale Entscheidung verlangt. Oft handelt es sich um Prädiktoren-Kriterien-Beziehungen, wobei auch der Aufwand und der Entscheidungsnutzen dieser Urteilsprozesse bewertet werden. Das bis heute unübertroffene Lehrbuch stammt von J.S. Wiggins (1973): *Personality and prediction. Principles of personality assessment*. Carver & Scheier (1988) haben ihr Lehrbuch der Persönlichkeitspsychologie so angelegt, daß die enge theoretische und methodische Beziehung zwischen Persönlichkeitstheorie und spezieller Methodik (z.B. Murray/TAT, Kelly/REP, Eysenck/EPQ) deutlich werden: *Persönlichkeitstheorie als Assessmenttheorie* und Assessmentstrategie als empirische Interpretation von (Operationalisierung der) Persönlichkeitstheorie. Dieses moderne Denken in Assessmentstrategien ist leider auch in neueren deutschen Lehrbüchern der Differentiellen Psychologie und Persönlichkeitsforschung kaum repräsentiert.

*Assessmentstrategien* sind Pläne, die festlegen, welches Konstrukt mit welchem Untersuchungs- und Auswertungs-Konzept erfaßt werden soll. Im weiteren Sinn gehören zum Assessment auch die Organisation (z.B. Assessment Center) und vor allem die empirische Evaluation (Alternativstrategien, Aufwand, Entscheidungsnutzen, Akzeptanz?). Die Assessmenttheorie, welche die Assessmentstrategien und die anderen methodischen Prinzipien systematisch verbindet, ist die Brücke zwischen der differentiellen Psychologie (und Persönlichkeitsforschung) und der angewandten Psychologie in Praxisfeldern wie Schule und Weiterbildung, A & O, Klinische und Gesundheitspsychologie. Viele Inhalte der Assessmenttheorie werden, ebenso wie ausgewählte Untersuchungsmethoden und Tests im Fach "Psychologische Diagnostik", im Hauptstudium sowie in den speziellen Praxisschwerpunkten unterrichtet (siehe auch Übung "Assessmentstrategien und Testkonstruktion"). Andererseits werden sowohl in der Übung "Versuchsplanung" wie auch in der Vorlesung "Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung" Prinzipien und ausgewählte Beispiele behandelt, um diese Grundlegung für die praktische Psychologie herauszuarbeiten. Deshalb werden hier die Beispiele aus verschiedenen Bereichen genommen.

### 9.2 Assessmenttheorie

Traditionell werden psychologische Informationen (aus Interviews, Beobachtungen, Tests usw.) herangezogen, um die Ausprägung von Eigenschaften, dynamischen Konflikten, Daseinsthemen, Selbstkonzepten usw. zu erfassen. Psychologische Daten dienen hier der *Operationalisierung von Eigenschaftskonstrukten* (im weiteren Sinn). Es gibt jedoch die Überzeugung, daß nur eine Biographik bzw. ein umfassendes Persönlichkeitsgutachten den notwendigen Rahmen für praktisch-psychologische Entscheidungen liefern können (Heiß, Thomae). Dagegen steht die Auffassung, daß in der Praxis die Zeit (und oft auch die Kompetenz) nicht reichen, folglich dieser globale Ansatz überflüssig und eine sequentielle Strategie der problemorientierten Hypothesenprüfung notwendig ist. Zu unterscheiden sind außerdem nach Pawlik (1976) vier psychodiagnostische Zielsetzungen: (1) Statusdiagnostik (Ist-Zustand) vs Prozeßdiagnostik (Veränderungsmessung), (2) normorientierte Diagnostik individueller Unterschiede vs kriterienorientierte Diagnostik relativ zu einem Verhaltenskriterium, (3) Testen (Verhaltensstichprobe, Eigenschaftswert) vs Inventarisieren eines Verhaltensrepertoires, (4) Diagnostik als Messung vs Diagnostik als Information für und über eine "Behandlung".

In der differentiellen Psychologie ist eine große Vielfalt von Datenquellen über Individuen erschlossen und weiterentwickelt worden (siehe Tabelle über solche Informationsquellen); diese können nach verschiedenen Gesichtspunkten, z.B. LQT, Skalenniveau, Reliabilität, geordnet werden. Seit J.

McKee Cattell (*Mental Tests and Measurements*, 1980) sind viele Tausend Leistungs- und Persönlichkeits-Tests entstanden. In diesem Bereich sind – besser als für andere Verfahren – sog. Gütekriterien und Kontrollen entwickelt worden: kritische Besprechungen neuer Tests, Richtlinien (Standards des psychologischen Testens, APA, in Deutschland das Testkuratorium von BDP/DGPs), Überlegungen zu DIN-Richtlinien und Qualitätssicherung von Tests, u.a. durch Revisionen, neue Normierungen, Validierungen. Als Gütekriterien sind zu nennen (1) Objektivität von Durchführung und Auswertung, (2) Reliabilität (Konsistenz, Parallelform- und Wiederholungs-Reliabilität), (3) Validität (Validitätsarten APA, siehe auch Versuchsplanung), (4) Normierung. Hinzu kommen Gesichtspunkte wie Test-Fairness, Akzeptanz, "soziale Validität", Aufwand usw. (siehe Versuchsplanungs-Skript). Es gibt Umfragen über die Häufigkeit der Anwendung von Tests in der Praxis mit Rangordnungen (u.a. Steck, 1997), welche allerdings nur Präferenzen und nicht Anwendungszwecke zeigen.

Die Entwicklung der neueren Assessmenttheorie ist wesentlich von bestimmten Kontroversen innerhalb der Grundlagenforschung der differentiellen Psychologie beeinflusst. Diese Kontroversen beziehen sich auf die zentrale Frage nach der statistischen (d.h. *nicht* deterministischen) oder der idiographischen Vorhersagbarkeit künftigen Verhaltens. Diese Frage hängt sehr eng mit dem wissenschaftlichen Anspruch der Psychologie und der Berufstätigkeit zusammen: Inwieweit läßt sich die Entwicklung einer Person in Schule und Arbeitswelt, die Wirkung einer pädagogischen oder therapeutischen Intervention vorhersagen (besser als Zufall – andernfalls wäre die Berufspraxis wohl irrational)?

Kontroversen ergaben sich anfänglich häufig aus z.T. unberechtigter Kritik, z.B. in der Eigenschaftstheorien – Situationismus – Interaktionismus-Kontroverse über die relative Größe und Bedeutung von Varianzquellen; Mischel-Epstein-Kontroverse über die Höhe der Prädiktor-Kriterien-Beziehung – und viele andere Themen (siehe unten: Prinzipien). Eine systematische Würdigung der langen Person-Situation-Kontroverse wurde von Kenrick & Funder (1988) gegeben. Die Empirie stützt nicht die Auffassungen, daß Persönlichkeitseigenschaften einfach:

- nur im "Auge des Betrachters" sind;
- Artefakte der Beurteilung darstellen: wegen semantischer Täuschungen aufgrund gleicher Sprache,
- Schätzfehler wegen Erwartung bestimmter Häufigkeitsverteilungen, wegen gemeinsamer, unzutreffender Stereotype, wegen der Verwendung von Selbstbeurteilungen statt Verhaltenskriterien;
- nur Nebenprodukt situativer Zusammenhänge sind, weil Beurteiler zu wenige reale Settings berücksichtigen;
- zu geringe Varianz des Verhaltens (im Vergleich zu den situativen Verhaltenseinflüssen) erklären, um relevant zu sein.

Die kritische Auseinandersetzungen haben jedoch angeregt, die Möglichkeiten und Grenzen des Assessment von Persönlichkeitsmerkmalen besser spezifizieren zu können und bessere Assessmentstrategien zu entwickeln. Kritisch ist das Überhandnehmen von Fragebogen und anderen verbalen Verfahren zu sehen, weil diese in der Regel kaum mehr als implizite (naïve) Konzepte und Schemata erfassen können (es geht ja in der praktischen Psychologie nicht bloß um kognitive Repräsentationen der Realität, sondern auch um objektivierbare Lebensprobleme und deren Lösung). Gefordert sind mehr ökologische Validität und die Erinnerung, daß Psychologie sich auch auf individuelles Verhalten bezieht. Differentiell-psychologische Forschung hat auch gezeigt, daß globale Eigenschaftsdimensionen wie Intelligenz, Aufmerksamkeit, Emotionalität, Geselligkeit, Impulsivität, Angst, Stress, aus vielen, oft nur gering oder überhaupt nicht korrelierenden "Komponenten" bestehen, so daß korrelative Fehlschlüsse häufig sind (Mißbrauch der sog. "Überschlußbedeutungen" eines Konstrukts) und folglich viel bescheidenere construct-operation units (Fiske) spezifiziert werden müssen (Beispiel: Angst als multireferentielles Konstrukt).

Weitgehend unabhängig von den Kontroversen solcher Grundlagenstudien hat sich eine Praxis des "Personality Assessment" entwickelt. Als historische Vorläufer werden die Auswahl von Beamten (Ming-Dynastie in China) und von Kriegern (Berichte im Alten Testament) genannt; in der neueren Zeit die Wehrmachtspsychologie (1. und 2. Weltkrieg) in Deutschland. Zu den Milestone Studies (Wiggins, 1973) gehören die Personalauswahl des "Office of Strategic Services" (OSS), Auswahl von Offizieren der Air Force durch das "Institute of Personality Assessment and Research" IPAR in Berkeley, die Auswahl von Psychologen zum Training als Klinische Psychologen der "Veterans Administration" und von Ärzten zur Ausbildung in Psychiatrie "Menninger School of Psychiatry" und schließlich die Auswahl von Mitgliedern für das von Präsident Kennedy geschaffene Peace Corps. Typisch für diese Arbeiten waren: eine praktisch wichtige Aufgabe, möglicher Aufwand für umfangreiche Datenerhebung in verschiedenen Bereichen, mehrstufiges Vorgehen mit möglichst genauer Spezifikation des Kriteriums, Bewährungskontrolle durch empirische Nacherhebungen,

ausführliche Forschungsberichte. In den heute verbreiteten Assessment-Centern zur Personalauswahl (Schuler, 1996) setzt sich diese Tradition fort.

### 9.3 Methodische Prinzipien des Assessment

*Multimodales Assessment* (multimethodale Diagnostik) folgt dem Erkenntnisprinzip, daß die Konvergenz von Methoden, welche denselben Sachverhalt erfassen, gesicherte Aussagen ermöglicht. Multiple Operationalisierungen wurden auch für die Psychologie empfohlen (Campbell & Fiske, 1959). Die Ergebnisse solcher Multitrait-Multimethod-Analysen MTMM, waren jedoch in der Regel deprimierend inkonsistent. Dies gilt noch deutlicher, wenn ebenenübergreifend verbale Daten, Verhaltensdaten, physiologische Daten (LQT) korreliert wurden. Angstgefühl, Vermeidungsverhalten sowie vegetativ-endokrine Angstreaktionen korrelieren selten, es wäre irreführend im wissenschaftlichen Kontext ohne Spezifikation von "Angst" zu reden (z.B. van Heck: Modes and models in anxiety, 1988).

*Aggregation* ist die (meist additive) Zusammenfassung von Elementen über Zeitpunkte (Meßwiederholungen), über Situationen, über Items (Konstrukt-Facetten) u.a. Dimensionen der Datenbox, um reliablere und validere (repräsentativere) Prädiktoren bzw. Kriterieninformationen zu erhalten. Die Aggregation kann pragmatisch-kriterienorientiert ("Index Messung") oder theoretisch-konstruktorientiert ("Konstrukt" Operationalisierung) geschehen. Es gelten das Prinzip der Testverlängerung (Pearson) und das multiple act Prinzip (Fishbein-Aijzen).

*Moderation und Suppression.* Das Wissen über die Abhängigkeiten der Prädiktoren oder Kriterien von dritten Variablen kann zur Verbesserung der Vorhersagen verwendet werden: Bildung homogener Untergruppen und Unterdrückung von kriteriumsirrelevanter Prädiktorenvarianz.

*Dekomposition von Varianz, Kovarianzzerlegung.* Cattells Datenbox (erweitertes Kovariationsschema) veranschaulicht mögliche Beziehungen bzw. inter- und intra-individuelle Varianzquellen und Wechselwirkungen. In geeigneten Datensätzen können solche Aspekte hinsichtlich Größe und Korrelation getrennt werden, z.B. im Befinden (Symptomen) von Personen (Patienten): zwischen Personen, zwischen Tagen, im Ablauf eines Tages (allen gemeinsame Verläufe bzw. individuell auffällige Abweichungen), im Trend usw. So hängt z.B. die Höhe von Stabilitätskoeffizienten sowohl von der Reliabilität des Instruments als auch vom Ausmaß der "funktionellen Fluktuation" ab. Die Methode der Kovarianzzerlegung kann solche Differenzierungen leisten.

*Veränderungsmessung.* Praktische Psychologie ist im Unterschied zur experimentellen Psychologie und den gängigen Statistik-Lehrbüchern nicht an einmaligen Effektpfahrungen in Gruppen (ANOVA), sondern primär an der Messung/Erfassung von Veränderungen interessiert. Die Messung einer Veränderung, d.h. Zunahme oder Abnahme eines quantitativ (mit einem änderungssensitiven Verfahren!) erfaßten Merkmals ist komplizierter als es scheint. Veränderungen sind u.a. hinsichtlich Level (Niveau), Scatter (Streuung) und Shape (Verlaufsgestalt) möglich. Biometrisch ist "measurement of change" schwierig, weil *statistische und funktionelle Abhängigkeiten bei Meßwiederholungen* bedacht werden müssen. Bereits die Definition von *Reaktionswerten* (change scores) im Vergleich zu Ausgangs-(prä)- und Nach-(post) Werten verlangt ein Meß- und Fehler-Modell, damit Ausgangswert-Abhängigkeiten vermieden werden (bei Differenz-Bildung: gemeinsame Fehleranteile, Regression zur Mitte, eventuell auch funktionelle Homöostase-Effekte, Decken- und Boden-Effekte). Hängt z.B. die Blutdruck-Reaktivität eines Menschen mit seinen Ruhewerten (vor der Untersuchung, nachts) zusammen? Haben ängstliche Patienten bereits vor der Untersuchung erhöhte Werte? Wesentlich mehr Einblicke können häufig wiederholte Beobachtungen, Längsschnitte, Zeitreihenanalysen, kombinierte Zeit-Frequenz-Analysen liefern; diese bringen aber auch mehr Methodenprobleme mit sich.

*Symmetrie-Prinzipien.* Die Forderung von Brunswik, repräsentative Untersuchungspläne zu entwickeln, förderte die Einsicht, Vorhersage-Probleme *symmetrisch* gestalten zu müssen. Beide Seiten, Prädiktoren und Kriterien, sollen nach Konstrukten, Methodentypen, Umfang, Aufwand für Instrumentenentwicklung und Datenerhebung ähnlich sein. Brunswik's Linsenmodell wurde von Wittmann zu einem Schema von 4 bzw. 5 Datenboxen, welche in der Evaluationsforschung relevant sind, weiterentwickelt, u.a. hinsichtlich der Treatment-Box.

*Entscheidungen und Entscheidungsfehler.* Grundlegend ist das Vierfelder-Schema, das bei vielen Entscheidungen in Medizin und Psychologie, bei Diagnose und bei Behandlungen und Maßnahmen gilt: Zuordnung aufgrund (1) des Prädiktors und (2) tatsächlicher Zugehörigkeit. Möglich wäre bei der Diagnose krank/gesund (mit den jeweiligen Grundraten als Erwartungswert): wahre positive, wahre negative, falsche positive und falsche negative Zuordnung: Dieses Schema definiert auch die Risiken

und die Sensitivität der Zuordnungsregel (Anteil der richtig diagnostizierten Kranken in der Gruppe der Kranken) und die Spezifität der Zuordnungsregel (Anteil der richtig diagnostizierten Gesunden in der Gruppe der Gesunden).

*Entscheidungsnutzen.* In der Personalpsychologie und in anderen Bereichen praktischer Psychologie stellt sich die nüchterne Frage, ob sich die Kosten für psychologische Untersuchungen lohnen – im Vergleich zur psychologiefreien Praxis. So war die zeitweilig sehr deutliche Abnahme der Testpsychologie eine Folge der pragmatischen Überlegungen, wofür nutzt die Information über den IQ mehr als das Wissen über den Schulabschluß? Was nutzt ein Persönlichkeitsgutachten, wenn es um die konkrete Therapie eines Verhaltensproblems geht? Diesen kritischen Fragen kann nur durch empirischen Nachweis aufgrund von Evaluationen (Bewährungskontrollen) begegnet werden.

Das Konzept des Entscheidungsnutzens ist u.a. von Cronbach & Gleser (1965) im Rahmen der Zuordnungs- und Klassifikationsstrategien (diagnostische Urteilsbildung) entwickelt worden. Der Gesamtnutzen ergibt sich aus der Differenz des Nutzens von Einzelkomponenten (Informationsnutzen, Behandlungsnutzen, Ergebnisnutzen) und dem Kostenaufwand. *Nutzen* ist hier oft materiell, aber nicht ausschließlich materiell, sondern in "equal units of satisfaction" gemeint, d.h. auch in komplexen *Nutzenschätzungen durch Experten* und Betroffene formulierbar. Das Entscheidungskalkül ist oft weniger rational als es zunächst aussieht, da die symmetrisch notwendige *Kalkulation des Schadens* kaum gelingen wird. Die Vielfalt der methodischen Prinzipien wurde hier nur einführend skizziert, um deutlich zu machen, wie viel Erfahrung und Kompetenz heute für die Entwicklung guter Assessmentstrategien erforderlich sind.

#### 9.4 Assessmentstrategien

Assessmentstrategien können nur im Zusammenhang mit vielen Details der Aufgabe und der zur Lösung verfügbaren Ressourcen diskutiert werden. Während des Studiums ist dies fast nur in Projekten und bei der Diplomarbeit gründlich zu leisten; hier kann nur der Ansatz exemplarisch vorgestellt werden. Assessmentstrategien sind Pläne, welche festlegen, welches Konstrukt mit welchem Untersuchungs- und Auswertungs-Konzept erfaßt werden kann. Stemmler (1992, 1996) hat eine Systematik solcher Assessmentstrategien formuliert. Ein Konstrukt kann sich in drei *Modalitäten* manifestieren: *Person, Variable und Situation/Setting/Meßzeitpunkt* (vergleiche Cattells databox). Ein Assessmentmodell wird durch drei Angaben definiert: (1) *Ort des Konstrukts*: Wird ein Konstrukt durch Variation zwischen Personen, Variablen oder Situationen oder eine Kombination daraus definiert? (2) *Operationalisierung*: In welcher Modalität manifestiert sich das Konstrukt? Wo kann es operationalisiert werden (Personen, Variablen, Situationen)? (3) *Anwendungsbereich*: Was sind die Assessment-Einheiten, auf die sich alle Schlußfolgerungen beziehen und über die keine Schlußfolgerung hinausgehen darf?

Assessmentstrategie 1 (Modell 1). Klassischer empirischer Ansatz: Eigenschaft (Beispiel Intelligenz)

*Ort des Konstrukts: Personen*

Bei Personen können unterschiedliche starke Instantiierungen des Konstrukts vorhanden sein.

*Operationalisierung*: Messung von Variablen.

Die Variablen gelten als Indikatoren für das Eigenschafts-Konstrukt.

*Anwendungsbereich/Assessment-Einheit*: Situation/Setting

Bedingung/Situation, in der die Beobachtung stattfindet. Erst zusätzliche theoretische Annahmen erlauben Schlüsse über die Assessment-Einheit hinaus.

Assessmentstrategie 7 (Modell 7). Person in Situation: Zustand (Beispiel Angst)

*Ort des Konstrukts*: Person x Situation

Anwendung, wenn ein Konstrukt nicht ausschließlich in der Person oder Situation lokalisiert werden kann. Verantwortlich für die verschiedenen Ausprägungen des Konstrukts ist die Interaktion zwischen Person und Situation. Verschiedene Personen reagieren in verschiedenen Situationen mit unterschiedlich starker Angst.

*Operationalisierung*: Messung von Variablen, z.B. Skalierung des Angstgefühls, Messung der Herzfrequenz.

*Anwendungsbereich/Assessment-Einheit*: Person x Situation. Es sind nur Aussagen über bestimmte Kombinationen dieser Modalitäten möglich, es sei denn, die Kombinationen würden randomisiert. Nur Aussagen über Personen mit einer bestimmten Ängstlichkeit in bestimmten angstausslösenden Situationen sind erlaubt.

## 9.5 Weiterführende Literatur

- Aiken, L.R. (1989) Assessment of personality. Boston: Allyn and Bacon.
- \* Amelang, M. & Zielinski, W. (1994) Psychologische Diagnostik und Intervention (2. Aufl. 1997). Berlin: Springer.
- Kenrick, D.T. & Funder, D.C. (1988) Profiting from controversy. Lessons from the person-situation debate. *American Psychologist*, 43, 23-34.
- Nelson, R.O. & Hayes, S.C. (Eds.) (1986) Conceptual foundations of behavioral assessment. New York: Guilford Press.
- Schuler, H. (1996) Psychologische Personalauswahl. Einführung in die Berufseignungsdiagnostik. Göttingen: Hogrefe.
- Steck, P. (1997) Psychologische Testverfahren in der Praxis. Ergebnisse einer Umfrage unter Testanwendern. *Diagnostica*, 43, 267-284.
- Stemmler, G. (1996) Strategies and designs in ambulatory assessment. In J. Fahrenberg & M. Myrtek (Eds.), *Ambulatory assessment. Computer-assisted psychological and psychophysiological methods in monitoring and field studies* (pp. 257-268). Seattle: Hogrefe.
- Stemmler, G. (1992). *Differential psychophysiology: Persons in situations* (pp. 26-33). Berlin: Springer.
- Wiggins, J.S. (1973) Personality and prediction: Principles of personality assessment. Reading; MA.: Addison-Wesley.
- Wittmann, W.W. (1988) Multivariate reliability theory: Principles of symmetry and successful validation strategies. In J.R. Nesselroade & R.B. Cattell (Eds.) *Handbook of multivariate experimental psychology* (pp. 505-560). New York: Plenum.

## 9.6 Beispiele praktischer Assessment-Aufgaben

### 9.6.1 Hochschuleingang

Falls die Studienplätze nicht für alle Bewerber ausreichen, muß eine Auswahl nach irgendeinem Prinzip erfolgen: Abiturnote, Wartezeit oder Los – oder aufgrund einer Kombination solcher Prinzipien. Rational und empirisch könnte eine Auswahl nach Begabung und Motivation wahrscheinlich mehr überzeugen. Die Entwicklung einer geeigneten Assessmentstrategie ist jedoch, wie das Beispiel "Medizinstudium" zeigt, sehr schwierig. Die generelle Ablehnung, sich diesem praktischen Problem zu stellen, könnte andererseits leicht den Eindruck erwecken, daß Psychologen unfähig wären, solche - weitgehend zu ihrer Fachkompetenz gehörenden - Analysen und Prädiktionen tatsächlich zu leisten. Die Notwendigkeit einer Personalauswahl ist ja kaum zu bestreiten: Flugzeugpiloten, Kraftfahrer, Entwicklungshelfer usw. Die Auswahl muß jedoch fair sein und muß sich an gültigen Kriterien bzw. adäquaten Kriterienanalysen orientieren.

Der *Hochschuleingangstest* für das Studienfeld Medizin (Michel et al., 1977) und der spätere "Test für medizinische Studiengänge", TMS, 1984, beziehen sich nur auf die ärztliche Vorprüfung. Die Entwicklung erfolgte nach Expertenbefragung hinsichtlich notwendiger Kompetenzen (Anforderungsmerkmale), Literaturanalyse, Präzisierung psychologischer Konstrukt und Operationalisierung in mehreren Schritten nur für die Bereiche Wahrnehmung, Gedächtnis, Intelligenzmerkmale, Arbeitshaltung. Die *Auswahlgespräche mit Medizinstudenten* (Fisserni et al., 1993) sollen demgegenüber eine Reihe "nichtintellektueller" Faktoren in einem halbstandardisierten Auswahlgespräch erfassen, u.a. Studienmotivation, sozioemotionale Orientierung, Arbeitsverhalten, Umgang mit Prüfungsbelastungen. Kriterien waren ärztliche Vorprüfung und ärztliche Prüfung, aber auch hier nicht der Berufserfolg. Diese Beschränkung ist verständlich, aber sehr problematisch. Vordergründig leisten beide Strategien eine überzufällige, jedoch mangels mittelfristiger Evaluation unbefriedigende Vorhersage des Prüfungserfolgs (der Berufserfolg konnte noch nicht erfaßt werden). Die Entscheidungen über diese Auswahlverfahren werden immer noch auf politisch-ökonomischer Ebene getroffen, d.h. nicht rational-empirisch aufgrund hinreichender Bewährungskontrolle des Assessments.

### 9.6.2 Psychophysiologische Hypertonieforschung

Die genaue Ätiologie (Krankheitsursache) der primären, (essentiellen) Hypertonie, d.h. des chronisch erhöhten Blutdrucks, der als häufigste Todesursache überhaupt gilt, ist weiterhin ungeklärt. In der "Mosaiktheorie" der Hypertonie gibt es neben genetischen, metabolischen, volumenregulatorischen Bedingungen auch psychosomatische Erklärungshypothesen (u.a. Alexander: chronische gehemmte Aggressivität, Ärger) und psychophysiologische Hypothesen: Bei Personen mit ererbter oder erworbener, spezifischer Reaktivität der Blutdruckregulation führen häufige, intensive oder chronische Beanspruchungen (Überforderung, Strain) zu Blutdrucksteigerungen, d.h. einer Grenzwert-

Hypertonie, aus der aufgrund weiterer Mechanismen ("mikrostrukturelle Autoregulation der Gefäßwand", Barorezeptoren-Sollwertverstellung) schließlich eine leichte oder schwere chronische Hypertonie entsteht.

Die Aufgabe des *psychophysiologischen Assessment* ist es, schon bei Grenzwert-Hypertonikern (statt retrospektiv bei Hypertonikern) zu prüfen, ob eine höhere Reaktivität besteht als bei Normotonikern. Dies geschieht durch Messung der Blutdruckänderungen und – zum Vergleich – auch anderer physiologischer Meßwerte während standardisierter körperlicher, emotionaler und mentaler Belastungen im Labor sowie durch Erfassung von Persönlichkeitsmerkmalen, Beschwerden, Befindlichkeit usw. Das Assessment wird u.U. durch Untersuchungen im Alltag, sog. *ambulantes Monitoring*, sowie durch Blutdruck-Registrierungen bei emotionalen Themen während eines biographischen Interviews ("Symptom-Kontext-Analyse") ergänzt. Außer dem Kontrollgruppen-Problem, der wichtigen *Veränderungsmessung*, dem multimodalen Assessment, und der Aggregation ist die praktische Unerreichbarkeit des Kriteriums hervorzuheben. Aus einer aktuell größeren Reaktivität folgt ja noch nicht zwingend, daß dies zur chronischen Hypertonie führen muß. Es müßte die *Vulnerabilität* (Tendenz zum individualspezifischen Reaktionsmuster (ISR: "Blutdruck-Reagierer") erfaßt und in einer *prospektiven Studie* (bzw. als sog. *follow-up*) die weitere Entwicklung verfolgt werden.

### 9.6.3 Diagnostik und Klassifikation psychischer Störungen

Die psychologische Methodik trägt in der klinischen Psychologie und Psychiatrie maßgeblich bei zur (1) Diagnostik, d.h. Zuordnung einer Person zu einer Diagnosegruppe (klassifikatorische Diagnostik), (2) empirischen Festlegung solcher Klassifikationen (Taxonomie, Nomenklatur), (3) Indikation von Behandlungen, (4) Veränderungsmessung, Verlaufskontrolle, Erfolgsbeurteilung. Bei der klassifikatorischen Diagnostik können drei Ebenen unterschieden werden: *Symptom*, *Syndrom* (Merkmalsmuster), *Diagnose* (siehe Stieglitz, 1998). Es gibt zwei offizielle Klassifikationssysteme, welche für Forschung, Krankheitsstatistik, Behandlungsabrechnung u.a. Zwecke, die Funktion einer Taxonomie (Nomenklatur) haben und diese in revidierten Auflagen fortschreiben: *ICD-9 bzw. ICD-10* International Classification of Diseases der WHO, World Health Organisation, *DSM-IV bzw. DSM V* Diagnostic Statistical Manual der APA, American Psychiatric Association. Auf diese Klassifikation beziehen sich die meisten Verfahren wie SKID Strukturiertes Klinisches Interview, AMDP-System Manual zur Dokumentation psychiatrischer Befunde und CIPS Internationale Skalen für Psychiatrie. Die Klassifikationssysteme ICD und DSM sind vorwiegend deskriptiv, enthalten jedoch einige theoretische Annahmen und schlagen von Zeit zu Zeit wichtige konzeptuelle Revisionen vor (Aufgabe der Begriffe Neurose/ Psychose/ psychogen/ psychosomatisch als Einteilungsprinzip; Begriff "Störung" ersetzt Begriff "Krankheit", Komorbidität, multiaxialer Ansatz). "Multiaxial" heißt, mehrere Achsen zu berücksichtigen: I Klinische Diagnose, II Psychosoziale Funktionseinschränkungen, III Psychosoziale Belastungsfaktoren und Lebensbewältigung. Es existiert eine Vielfalt von Dokumentationssystemen (u.a. AMDP), strukturierten klinischen Interviews, Checklisten, Fragebogen usw., die sich in ihren Voraussetzungen (u.a. Training, Zeit), Zielsetzungen und ihrer methodischen Qualität sehr unterscheiden. Assessmentstrategien in der psychiatrischen und klinisch-psychologischen Diagnostik setzen folglich sehr gute Methodenkenntnisse voraus.

### 9.6.4 Psychotherapieforschung

Forschung über Indikation, Verlauf (Prozeß), Erfolg und Bewährung (Katamnesen) von Psychotherapie sind außerordentlich wichtig: um die optimale Therapie auswählen zu können, Therapie lehr-/lernbar zu machen, zu verbessern und berufsständisch zu vertreten (Grawe et al., 1994, Von der Konfession zur Profession; PTG Psychotherapie-Gesetz). Psychotherapie-Erfolgs-Forschung läßt die Schwierigkeiten einer tatsächlich äquivalenten Kontrollgruppe und einer adäquaten Definition des Kriteriums deutlich werden. Wie ist der Erfolg psychologisch valide zu beschreiben (z.B. Freud: "Lieben und arbeiten können"), im Detail, nur durch den Patienten oder notwendig auch aus der Sicht der Bezugspersonen, Arbeitskollegen usw., kurzfristig oder unbedingt auch nach 6 Monaten und 3 Jahren? Wie ist dieses komplexe Kriterium durch Prädiktoren bzw. ein anfängliches Assessment symmetrisch – repräsentativ (Brunswik, Wittmann) auszubilden? Die Therapievergleichsstudie von Münzel & Tunner (1983) ist ein Beispiel für ein multimodales Assessment. Müssen nicht über die spezielle Perspektive der jeweiligen Psychotherapie-Schule hinaus auch allgemeine Kriterien gelten? Diese können u.U. durch Experten oder "social judgment"-Techniken der Urteilsbildung festgelegt werden, außerdem kann das Erreichen der Ziele (goal attainment scaling) analysiert werden.